Neues Jugendbuch

Loewes Verlag Ferdinand Carl Stuttgart
№ 757

BOSTON
PUBLIC
LIBRARY

Neues
Jugendbuch

Ein Schatzkästlein der Unterhaltung für Knaben und Mädchen

Mit zahlreichen Illustrationen

Stuttgart
Loewes Verlag Ferdinand Carl

40772

Inhalt.

	Seite
Wanderburschen	5
Die böse Katze	7
Der Kampf mit dem Lindwurm	14
Der Tannenbaum	17
Etwas vom „Berggeist Rübezahl“	27
Die Hasenkinder	40
Die Pflanze atmet	46
Die Nußdiebe	50
Der wundersame Esel	67
Das arme Mäuschen und der dumme Fox	70
Das Ruprechtsloch am Großen Otter	76
Das Zauberpferd	79
Herbstwanderung	97
Der Wassermann	126
Eine Rabengeschichte	128
Die Waldmühle	138

Wanderburschen.

Kennt ihr nicht das Lied vom Mühlknappen? „Das Wandern ist des Müllers Lust, das Wandern!" Es wandern aber nicht nur die Menschen und die Tiere, sondern auch die Pflanzen begeben sich auf die Reise und suchen sich hier und dort einen Platz, wo sie sich ansiedeln können. Wie ist das aber möglich, da sie sich doch nicht von der Stelle bewegen und marschieren können, wie im Märchen von dem Blümlein erzählt wird, das aus dem Wiesengrund auf den Berg hinaufstieg und hier erfrieren mußte? Wir wollen uns einmal die Wanderburschen betrachten und zusehen, wie sie ihre Reise ausführen.

Die Wiese war ganz bunt von Blumen, und am weitesten leuchteten die großen gelben Blüten des Löwenzahns in goldiger Pracht. Aber nun schauen sie ganz anders aus. Statt der schönen Blüte sehen wir jetzt ein weißes Polster, in dem viele Samen stecken. Die haben alle einen langen Stiel, an dessen oberem Ende ein Haarschopf sitzt. Die Kinder pflücken so eine abgeblühte Löwenzahnblume, nehmen den Stengel in die Hand, blasen die Backen auf und pusten zwischen die Samen. Da fliegen dieselben davon wie kleine Luftschiffer. Der Wind ergreift sie und führt sie weit, weit fort auf Dächer und auf Bäume und fernliegende Felder. Dann bleibt man später wohl einmal verwundert stehen, wenn man oben auf dem Strohdache eines

Bauernhauses oder im Schopf eines hohlen Weidenbaumes eine blühende Löwenzahnpflanze sieht. — Viele Samen benutzen den Wind als Beförderungsmittel: die von der Distel, von der Weide und der Pappel, von der Baumwolle und dem Wollgras. Sie alle haben Haare, an denen der Wind sie forttragen kann. Andre sind Flügelfrüchte und haben häutige Anhängsel, die sie dem Winde als Segel darbieten, wie z. B. die vom Ahorn, von der Linde und von der Tanne.

Kind mit der „Pustblume".

Auch das strömende Wasser benutzen die Pflanzen als Reisegelegenheit für ihre Samen und Ableger. Wenn der Regenguß auf die Erde herunterprasselt und das Wasser gleich wilden Gießbächen zu Tal stürzt, so führt es viele leichte Samenkörnchen mit sich fort und rollt die runden, glatten Eicheln weit weg von dem Baume, an dessen Zweigen sie saßen. Die Gewässer sammeln sich zum Bach, die Bäche zum Fluß, die Flüsse zum Strom. Der fließt ins Meer, und was nicht unterwegs an den Ufern hängenblieb und sich dort ansiedeln konnte, das treibt hinaus in den Ozean, gerät in die Meeresströmungen und wird abgesetzt an entlegenen Küsten, keimt dort, schlägt Wurzeln, wächst und gedeiht, und mancher Seemann findet

draußen in der Fremde einen alten Bekannten von seiner heimatlichen Flur.

Endlich benützen die Pflanzensamen auch noch die Tiere und die Menschen als Transportmittel. Streifen wir im Herbst oder im Frühling herum durch Sumpf und Moor, an den Ufern der Teiche und Gräben, so finden wir unsre Kleider besetzt mit einer Menge von braunen Samen, die wir nur mit Mühe von ihnen entfernen können, denn sie haben scharfe Haken, mit denen sie sich festhalten. Dann werden euch auch die Früchte von dem kletternden Labkraut bekannt sein und die vom Odermennig, ganz bestimmt aber die von der Klette, mit denen sich die Kinder neckend werfen, und die an den Kleidern und in den Haaren sofort hängenbleiben, wenn man getroffen wird. So hängen sie sich auch an das Pelzwerk der Tiere und werden von diesen mitgenommen und an andern Orten wieder abgestreift.

Chr. Brüning.

Die böse Katze.

Die liebe gute Großmutter saß oft am Fenster an ihrem Nähtisch. Von dort aus beobachtete sie die Vögel, die Blumen und Bäume, und vor allem die Sonne, die ja unsrer Erde Licht und Wärme gibt, und alles wachsen läßt.

Sie freute sich im Frühjahr über die jungen Blätter und Blüten an den Bäumen und Sträuchern. Sah wie die Kirschen, Äpfel und Birnen reif wurden. Wie der Herbst die Blätter rot

und gelb färbte, wie der Ost- und Nordwind sie von den Bäumen riß und auf die Erde streute.

Das konnte sie alles sehr gut beobachten, denn das Haus stand in einem großen Garten. Sie liebte die Natur und fand jeden Tag etwas Schönes, woran sie ihre Freude haben konnte.

Und weil sie vor allem die Tiere so liebte, hatte sie vor ihrem Fenster eine ganze Fütterungsanstalt für die Vögel eingerichtet. Jedes Krümchen von Teller und Tischtuch wanderte auf das Fensterbrett, und es dauerte gar nicht lange, da wußten die kleinen Sänger Bescheid, kamen zutraulich geflogen, auch wenn Großmutter nicht dabeisaß, und holten sich ihre Krümchen.

Die Liebe zu den Tieren und Blumen hatte sie schon als kleines Mädchen von ihrer Mutter gelernt. Ihr Herz blieb daher jung, und sie konnte sich über jede Kleinigkeit freuen. Deshalb erlebte sie auch mehr als die meisten andern Menschen.

Jochen Spatz mit seiner ganzen Familie war unter den Vögeln der allermutigste. Stand das Fenster offen, so hüpfte er sogar ins Zimmer, wippte mit dem Schwanze, legte das Köpfchen auf eine Seite, als wollte er mit den kleinen lustigen Äuglein fragen:

„Na, was gibt's heute Gutes?"

Das Rotkehlchen, die Meisen und Hänflinge, alle, alle kamen sie zur Großmutter zu Besuch. Sogar die Amseln, die doch sonst sehr scheu und furchtsam sind, merkten gar bald, wo es was gab, und überlegten hin und her, ob sie es wohl wagen dürften, ihr Nest in den Apfelbaum zu bauen, der dicht am Hause stand.

Nur die Katze! Die böse Katze war zu fürchten!

Aber der Amselvater hatte Mut und sie gingen fleißig an die Arbeit. Bald war das Nestchen fertig. Aus feinen Halmen und Zweigen fest in einer Astgabel angebracht.

Der Wind hatte ihnen auch dabei geholfen. Er hatte Wollfäden und ganz kleine Watteflöckchen an allen Büschen aufgehängt. Die fand Frau Amsel, und polsterte damit ihre Wohnung aus.

Dann legte sie vier grünliche Eier mit schwarzen Pünktchen hinein und fing eifrig an zu brüten. Dabei saß der Herr Gemahl auf den höchsten Zweigen des Apfelbaumes und sang ihr den ganzen Tag die schönsten Lieder vor. Natürlich wurde ihr die Zeit dabei nicht lang, und der Großmutter auch nicht.

Sie ließ das Strickzeug oft in den Schoß fallen, sah in die schöne Welt hinein, faltete die Hände und betete:

„Wie schön, wie wunderschön ist doch Deine Welt, Du guter Gott, und wie danke ich Dir, daß Du mir die große Liebe zu allem, was darauf lebt und wächst, ins Herz gegeben hast." —

Nach drei Wochen war die Amselmutter mit Brüten fertig. Aus dem Nestchen guckten vier Köpfchen, und vier Schnäbel waren den ganzen Tag aufgesperrt. Hin und her flogen Vater und Mutter, und mancher Käfer, mancher Regenwurm wurde ins Nest geschleppt.

Die Großmutter half tüchtig mit, denn sie liebte die fleißigen Tierchen sehr. Jeden Abend legte sie Fleischbröckchen und Kartoffelstückchen, auch wohl Brot und Brötchenbrocken auf das Fensterbrett, und jeden Morgen, wenn noch alle schliefen, kamen die Amseln und holten das willkommene Futter.

Sie standen sogar deswegen früher auf als die Spatzen. Waren die erst da, blieb für sie nicht mehr viel übrig. Manchmal war sogar der Mond noch nicht zu Bett gegangen.

So ging das eine ganze Woche fort, und Großmutter dachte:

„Wie wird der Otto sich freuen, wenn er zu den Ferien kommt und die niedlichen Tierchen sieht."

Aber der böse Peter, der schwarze Kater, hatte die Amseln auch entdeckt, und sann darauf, wie er sie wohl fangen könne. Aus Mäusen machte er sich nicht mehr viel, aber eine Amsel! — Das war etwas Gutes!

Er schlich deshalb morgens früh, noch ehe die Vögel aufgewacht waren, unter das Fenster, auf dem das Futter immer lag, versteckte sich hinter einem Blumenstock und lauerte.

Mehrere Tage wollte es ihm nicht glücken. Aber eines Morgens hatte der Amselvater einen besonders großen Brocken auf dem Brette gefunden und wollte eilig damit fortfliegen. Er konnte ihn aber nicht gleich festhalten, und er fiel ihm zum Unglück auf die Erde. Flink war der Vogel hinterher. —

„Jetzt!“ dachte der Kater, machte einen mächtigen Satz und faßte das arme Tier am Halse. Vor Schrecken konnte der Vogel gar nicht einmal schreien. Das hätte ihm auch nichts genützt, denn der Peter hatte zu fest angefaßt. Er sprang in großen Sätzen mit ihm davon und verzehrte ihn im Keller.

Die Amselmutter wartete den ganzen Tag vergeblich. Der Amselvater kam nicht, und sie mußte die Kleinen allein füttern.

„Er muß ja doch zurückkommen,“ tröstete sie sich selbst. „Er kann mich mit den Kindern doch nicht allein lassen. Gewiß hat er einen Kameraden getroffen, und bleibt deshalb nur länger aus. Ich will mich nicht ängstigen.“

Sie hoffte, er werde jeden Augenblick mit einem recht großen Bissen zurückkommen.

Als es aber Abend wurde, und die Sonne schon lange untergegangen war, ohne daß der Amselvater zurückkam, setzte sie sich aufs Nest und seufzte:

„Unser guter Vater ist gewiß tot, sonst wäre er schon längst wieder da. Er verläßt uns sicher nicht.“

Aber schlafen konnte sie die ganze Nacht nicht.

Am andern Morgen ging die Arbeit von neuem an, und vor vielen Sorgen um die Kleinen, hatte sie keine Zeit, an ihr Unglück zu denken.

Dem Peter aber hatte der Braten so gut geschmeckt, daß er große Lust bekam, die Amselmutter auch noch zu fressen. Er schlich deshalb jeden Morgen ganz früh im Garten umher und legte sich auf die Lauer. Am Tage hätte die Großmutter sein Umherschleichen nicht erlaubt, da hätte sie den Fox hinter ihm hergehetzt.

Sieh da! Eben arbeitete sich ein dicker Regenwurm aus dem Grase in die Höhe. Der wollte sich ganz gewiß ein paar recht zarte Hälmchen zum Frühstück holen.

„Na, wenn den Frau Amsel sieht, kommt sie sicher. Regenwürmer sind doch ihr liebstes Futter," knurrte der Kater und tat, als ob er schliefe. Dabei blinzelte er aber immer nach dem Regenwurme, und richtig, da war auch Mutter Amsel.

Sie packte den Wurm und wollte davonfliegen. Aber der wand und krümmte sich, denn es war für ihn kein besonderes Vergnügen, durch die Luft getragen zu werden. Er wehrte sich tüchtig, denn er wollte nicht gern gefressen sein. Die Amsel war so eifrig dabei, daß sie den Kater gar nicht sah. Zwei-, dreimal schlug er mit der Schwanzspitze und sträubte die Haare. Dann — ein Satz, ein Schrei, und sie war gefangen!

Nun hatten die Amselkinder auch keine Mutter mehr, gar niemand, der für sie sorgen konnte. Ach, was mußten sie da für Hunger aushalten! Zuerst schrien sie, so laut sie konnten, streckten die Köpfe in die Höhe und sperrten die Schnäbel auf. Aber dann wurden sie immer schwächer und schwächer. Nur noch ganz selten erhoben sie die Köpfchen über den Nestrand, und

dann konnten sie die Schnäbel gar nicht mehr aufsperren. Die Äuglein wurden ihnen trübe, und nur noch ganz schwach und leise sagten sie manchmal:

„Piep, piep! Uns hungert so sehr!"

Zuletzt lagen sie ganz still da. Sie waren tot. Verhungert! —

Einige Tage später kam der Otto zu den Ferien nach Hause.

„Ich weiß gar nicht, mein Junge," sagte die Großmutter, „schon mehrere Tage sehe ich die Amseln nicht ins Nest fliegen, höre sie auch nicht mehr singen. Da muß etwas vorgefallen sein, denn zum Ausfliegen waren die Jungen noch zu klein. Nimm doch einmal die Leiter, klettere auf den Baum und sieh nach."

„O, eine Leiter brauche ich nicht dazu, liebe Großmutter," rief Otto, „du sollst einmal sehen, wie ich klettern kann!" Und eins, zwei, drei, war er oben beim Nestchen. Ach, wie sah es darin aus!

„Alle Vögelchen sind tot!" rief er voll Kummer. „Sie müssen verhungert sein! Sie liegen in einem Häufchen beisammen und sind ganz vertrocknet! Warte, ich bringe sie dir!"

Dann legte er die Tierchen vorsichtig in sein Taschentuch und kletterte vom Baume herunter.

„Da sieh nur, liebe Großmutter," rief er mit Tränen in den Augen. „Ja, sie sind wirklich verhungert," sagte die gute Frau mitleidig. „Das kann nur die böse Katze gewesen sein. Die hat die Schwarzamseleltern gefressen. Ich sah sie schon oft durch den Garten schleichen, das abscheuliche Tier! All die Katzen, die sich im Felde oder Garten umhertreiben, statt Mäuse im Hause zu fangen, sollten lieber totgeschossen werden. Wie

müssen die armen Tierchen gelitten haben, ehe der Tod sie erlöste!" —

„Darf ich sie begraben, liebe Großmutter?" fragte Otto. Und als sie es erlaubte, machte er ein kleines Grab, legte Blumen und Blätter hinein, und dann die armen Tierchen darauf. Dann deckte er sie mit Blumen und Erde zu und pflanzte einen Rosenstock auf das kleine Grab. Alle Tage brachte Otto ihm Wasser. Der Rosenstock senkte seine Wurzeln tief in die Erde und wurde bald groß und kräftig.

Unter ihm liegen die kleinen Vögel begraben, und jedes Frühjahr, wenn die Amseln anfangen zu singen, geht es wie ein Drängen und Zittern durch den Rosenstock. Er treibt Blatt auf Blatt, Knospe auf Knospe, und eines Tages steht er voller Blüten da! —

So sind die kleinen Amseln nicht vergessen.

Die abscheuliche Katze aber ist für ihre Räubereien zuletzt doch noch totgeschossen worden, wie sie es verdient hat.

Johanna von Gosen.

Der Kampf mit dem Lindwurm.

Zur Zeit, als Herzog Karast von der Karnburg herab gebot, deckte die Gegend nahe dem Wörthersee, wo sich heute die freundliche Landeshauptstadt Klagenfurt erhebt, nur feuchtes Moos und wildes, vielverzweigtes Gesträuch. Die Menschen mieden diese unheimliche Stelle; denn keiner kehrte wieder, der sich dahin gewagt hatte. Ebenso verschwand manches fette Rind, ohne daß jemand den furchtbaren Würger je gesehen; denn meist lag schwerer Nebel über der Gegend. Der Herzog gebot vergebens dem Tapfersten seiner Mannen, das Ungeheuer auszuforschen und zu

erlegen. Furcht und Schrecken hatte sich auch der Kühnsten bemächtigt. Nur List konnte das verborgene Ungetüm aus seinem sichern Schlupfwinkel herauslocken. Der Herzog erbaute am Rande des Sumpfes einen festen Turm, aus dessen wohlverwahrten Öffnungen man den Feind weithin beobachten konnte.

Ein mutiges Häuflein von Knechten, vom Preise des Sieges angelockt, zog aus zum Kampfe; denn der Herzog hatte verkünden lassen, das ganze Land, so weit des Untiers gefräßiger Zahn herrsche, sei des Siegers Eigentum, wer immer er auch sei.

Ein fetter Stier wurde von den Knechten an eine Kette gefesselt und an dieser ein Widerhaken befestigt. Das Gebrüll des geängstigten Tieres erfüllte weit umher die Lüfte. Nicht lange und es brauste auf im Sumpfe, himmelan spritzte der Gischt und wie ein Pfeil schoß ein scheußlicher Wurm hervor, mit einem großen Panzer bedeckt. Seine Krallen packten den gefesselten Stier und sein mit Zähnen besetzter Rachen öffnete sich, um ihn zu verschlingen. Da faßte das gekrümmte Eisen den Gaumen des Ungeheuers. In furchtbaren Reifen schlägt nun der Lindwurm seinen Schweif und wütend gräbt er die spitzen Krallen in den Bauch des Rindes. Jetzt springen rasch die Knechte hinzu und es gelingt ihnen, das Untier zu erschlagen und so das Land von seiner Plage zu befreien.

Auf der Stelle des Drachenkampfes erstand ein friedliches Dörfchen, und wo der Trum gestanden hatte, baute der Herzog ein Schloß. Aus dem Dorfe und dem Schlosse entwickelte sich im Laufe der Jahrhunderte eine Stadt, die jetzige Hauptstadt Kärntens. Sie nahm zum steten Andenken an diesen Kampf den Lindwurm und den schützenden Turm in ihr Wappen und stellte auf dem Hauptplatze ein Abbild des Ungeheuers auf.

Nach Rappold.

Der Tannenbaum.

Weit draußen im Walde stand ein niedlicher Tannenbaum; er hatte einen guten Platz, die Sonne konnte zu ihm dringen, Luft war genug da und rund umher wuchsen viele größere Kameraden, Tannen und Fichten. Aber der kleine Tannenbaum wollte nur immer wachsen und wachsen; er dachte nicht an

den warmen Sonnenschein und die frische Luft, bekümmerte sich nicht um die Bauernkinder, wenn sie draußen im Wald umherschwärmten, um Erdbeeren und Himbeeren zu sammeln. Oftmals kamen sie mit einem ganzen Topfe voll oder hatten Erdbeeren auf Strohhalme gezogen. Dann setzten sie sich neben das Bäumchen und sagten: „Ach, wie klein der ist!" Doch das gefiel dem Bäumchen nicht. Im nächsten Jahre war es schon um einen Schuh größer und das Jahr darauf war es wieder um einen gewachsen; denn bei einem Tannenbaum kann man, sobald man zählt, wie oft er einen neuen Trieb angesetzt hat, genau die Jahre seines Wachstums berechnen.

„O, wäre ich doch ein so großer Baum wie die andern!" seufzte das Bäumchen, „dann könnte ich meine Zweige weit ausbreiten und mit dem Gipfel in die weite Welt hinausschauen! Dann würden die Vögel ihre Nester zwischen meine Zweige bauen, und wenn es stürmte, könnte ich so vornehm nicken wie dort die andern."

Weder der Sonnenschein, noch die Vögel, noch die roten Wolken, die morgens und abends über ihn hinsegelten, machten ihm Freude.

War es nun Winter, und Schnee lag blendend weiß ringsumher, dann kam oft ein Hase angesprungen und setzte gerade über das Bäumchen hinweg. O, das war empörend! Aber zwei Winter verstrichen und im dritten war der Baum schon so hoch, daß der Hase um ihn herumlaufen mußte. „O, wachsen, wachsen, groß und alt werden, das ist doch das einzig Schöne in der Welt!" dachte der Baum.

Im Spätherbst erschienen regelmäßig Holzhauer und fällten einige der größten Bäume. Das geschah jedes Jahr und den jungen Tannenbaum, der nun schon tüchtig in die Höhe geschossen war, befiel Zittern und Beben dabei, denn mit Gepolter und

Krachen stürzten seine Kameraden zur Erde, die Zweige wurden ihnen abgehauen, sie sahen nun ganz nackt, lang und schmal aus, sie waren kaum noch wiederzuerkennen. Dann aber wurden sie auf Wagen gelegt und Pferde zogen sie zum Walde hinaus.

Wohin sollten sie? — Was stand ihnen bevor? —

Als im Frühjahr die Schwalbe und der Storch kamen, fragte sie der Baum: „Wißt ihr nicht, wohin sie geführt wurden? Seid ihr ihnen nicht begegnet?“

Die Schwalbe wußte nichts, doch der Storch sah sehr nachdenklich aus, nickte mit dem Kopf und sagte: „Ja, ich glaube fast; mir begegneten auf meiner Rückreise von Ägypten viele neue Schiffe. Auf denselben standen mächtige Mastbäume; ich darf wohl behaupten, daß sie es waren; sie verbreiteten Tannengeruch. Ich kann vielmals grüßen, sie überragen alles!“

„O, wäre ich doch auch groß genug, um über das Meer hinzufliegen! Wie ist es eigentlich, dieses Meer, und wem ähnelt es?“

„Ja, das ist etwas weitläufig zu erklären!“ sagte der Storch und ging.

„Freue dich deiner Jugend!“ sagten die Sonnenstrahlen, „freue dich deines Wachstums, des jungen Lebens, welches dich erfüllt!“

Und der Wind küßte den Baum, und der Tau weinte Tränen über ihn, allein der Tannenbaum verstand es nicht.

In der Weihnachtszeit wurden ganz junge Bäume gefällt, Bäume, die nicht einmal so groß waren, noch im gleichen Alter standen wie unser Tannenbäumchen, das weder Ruh' noch Rast hatte, sondern nur immer weiter wollte. Diese jungen Bäume, und es waren gerade die allerschönsten, behielten immer ihre Zweige, sie wurden auf Wagen gelegt und Pferde zogen sie aus dem Walde.

„Wohin bringt man sie?“ fragte der Tannenbaum. „Sie sind nicht größer als ich, ja da war sogar einer dabei, der noch weit kleiner aussah. Weshalb behalten sie alle ihre Zweige? Wo fahren sie hin?“

„Das wissen wir, das wissen wir!“ zwitscherten die Sperlinge. „Unten in der Stadt haben wir zu den Fenstern hineingeschaut. O, sie gelangen zur größten Pracht und Herrlichkeit, die sich denken läßt! Wir haben gesehen, daß sie mitten in die warme Stube hineingepflanzt und mit den herrlichsten Sachen, mit vergoldeten Äpfeln, Honigkuchen, Spielzeug und vielen hundert Lichtern ausgeschmückt wurden!“

„Und dann?“ fragte der Tannenbaum und bebte in allen Zweigen. „Und dann? Was geschieht dann?“

„Ja, mehr haben wir nicht gesehen, es war unvergleichlich!“

„Ob auch mir dieses Los zufallen wird, diesen strahlenden Weg zu gehen?“ jubelte das Bäumchen. „Das ist noch besser, als über das Meer zu fahren. O, wie mich die Sehnsucht verzehrt! O, wäre ich erst auf dem Wagen! Wäre ich erst in der warmen Stube mit all ihrer Pracht und Herrlichkeit! Und dann? Ja dann kommt noch etwas Besseres, noch Schöneres, weshalb würde man mich sonst so ausschmücken! Da muß noch etwas Größeres, noch etwas Herrlicheres kommen!“ — —

„Freue dich meiner! “sagte die Luft und sagte der Sonnenschein; „freue dich deiner frischen Jugend draußen im Freien!“

Aber das Bäumchen freute sich gar nicht; es wuchs und wuchs, Winter und Sommer stand es dunkelgrün da! Die Leute, welche es sahen, sagten: „Das ist ein hübscher Baum!“ und zur Weihnachtszeit wurde er zuerst von allen gefällt! Die Axt hieb tief durch das Mark; der Baum fiel mit einem Seufzer zu Boden. Er fühlte einen Schmerz, eine Ohnmacht, er vermochte an gar kein Glück mehr zu denken. Er war betrübt, von der Heimat

zu scheiden, von dem Fleck, auf dem er emporgeschossen war. Er wußte ja, daß er nie mehr die lieben, alten Kameraden, die kleinen Büsche und Blumen wiedersehen würde.

Der Baum kam erst wieder zu sich, als er im Hofe, mit den andern Bäumen abgeladen, einen Mann sagen hörte: „Der ist prächtig! Wir brauchen keinen andern!“

Nun kamen zwei Diener im vollen Staat und trugen den Tannenbaum in einen großen, prächtigen Saal. Er wurde in ein großes, mit Sand gefülltes Gefäß gestellt, doch konnte niemand merken, daß es ein Gefäß war, denn es wurde ringsumher mit grünem Zeuge behängt und stand auf einem großen bunten Teppich. O, wie der Baum bebte! Was sollte doch nun geschehen? Die Diener und die Fräulein kamen und putzten ihn aus. Über die Zweige hängten sie kleine, aus buntem Papier ausgeschnittene Netze, mit Zuckerwerk gefüllt. Vergoldete Äpfel und Walnüsse hingen wie festgewachsen herab, und über hundert rote, blaue und weiße Lichterchen wurden an den Zweigen befestigt. Puppen, die wie leibhaftige Menschen aussahen, schwebten im Grünen, und ganz oben auf der Spitze strahlte ein Stern von Flittergold. Es war prächtig, ganz unvergleichlich prächtig!

„Heute abend,“ sagten alle, „heute abend wird er strahlen!“

„O!“ dachte der Baum, „wäre es doch erst Abend! Würden doch nur die Lichter angezündet! Und was mag dann geschehen? Ob wohl die Bäume aus dem Walde kommen und mich anschauen? Ob die Sperlinge gegen die Fensterscheiben fliegen? Ob ich hier festwachsen und Winter und Sommer geschmückt dastehen werde?“ —

Nun wurden die Lichter angezündet. Welcher Glanz! Welche Pracht! Der Baum bebte in allen Zweigen dabei, so daß einige Nadeln an einem der Lichter Feuer fingen. Es sengte ordentlich.

„Gott bewahre uns!“ schrien die Fräulein und löschten es schnell aus.

Nun durfte der Baum nicht einmal beben. „O, das war ein Graus! Er war so besorgt, etwas von all seinem Staate zu verlieren; er war von all dem Glanze wie betäubt.

Und nun öffnen sich beide Flügeltüren, und eine Menge Kinder stürzten herein, als ob sie den ganzen Baum umrennen wollten. Die älteren Leute kamen bedächtig hinterher; die Kleinen standen ganz stumm, aber nur einen kurzen Augenblick, dann jubelten sie wieder so, daß es widerhallte. Sie tanzten um den Baum, und ein Geschenk nach dem andern wurde abgepflückt.

„Was haben sie nur vor?“ dachte der Baum. „Was soll da geschehen?“ Die Lichter brannten bis auf die Zweige herunter und darauf löschte man sie aus und die Kinder erhielten Erlaubnis, den Baum zu plündern. O, die stürzten auf ihn los, daß es in allen Zweigen knackte. Wäre er nicht mit der Spitze und dem goldenen Stern an der Decke befestigt gewesen, so hätten sie ihn sicher umgeworfen.

Die Kinder tanzten nun mit ihrem prächtigen Spielzeug umher. Niemand beachtete den Baum, mit Ausnahme der alten Kinderfrau, die aufmerksam zwischen die Zweige nach einem etwa vergessenen Apfel blickte.

„Eine Geschichte, eine Geschichte!“ riefen die Kinder und zerrten einen kleinen, dicken Mann nach dem Baume hin. Er setzte sich gerade unter denselben nieder, „denn so,“ meinte er, „sind wir im Grünen. Aber ich erzähle nur eine Geschichte. Wollt ihr die von Ivede-Avede hören oder die von Klumpe-Dumpe, der die Treppe hinabfiel und sich doch auf den Thron schwang und die Prinzessin erhielt?“

„Ivede-Avede!“ schrien einige, „Klumpe-Dumpe!“ schrien andre. Was war das für ein Rufen und Durcheinanderschreien!

Nur der Tannenbaum schwieg still. Seine Rolle war vorüber, er hatte ja seine Schuldigkeit getan!

Der Mann erzählte von Klumpe-Dumpe, der die Treppe hinabfiel und sich doch auf den Thron schwang und die Prinzessin erhielt. Und die Kinder klatschten in die Hände und riefen: „Erzähle, erzähle!" Sie wollten auch noch die Geschichte von Ivede-Avede hören, mußten sich aber mit Klumpe-Dumpe begnügen. Der Tannenbaum stand ganz still und gedankenvoll, nie hatten die Vögel draußen im Walde dergleichen erzählt. „Klumpe-Dumpe fiel die Treppe hinab und bekam doch die Prinzessin! Ja, ja, so geht es in der Welt zu!" dachte der Tannenbaum und hielt es für Wahrheit, weil der Erzähler ein so netter Mann war. „Ja, ja, wer kann wissen, vielleicht falle ich auch die Treppe hinab und bekomme eine Prinzessin!" Und er freute sich darauf, den nächsten Tag wieder mit lauter glänzenden Dingen behangen zu werden.

„Morgen werde ich nicht zittern!" dachte er. „Ich werde eine recht große Freude über alle meine Herrlichkeit empfinden. Morgen werde ich wieder die Geschichte von Klumpe-Dumpe hören und vielleicht auch die von Ivede-Avede." Und die ganze Nacht stand der Baum still und gedankenvoll da.

Am folgenden Morgen traten Diener und Mägde herein.

„Nun beginnt der Staat von neuem!" dachte der Baum, aber sie schleppten ihn zum Zimmer hinaus, die Treppe hinauf bis auf den Boden und dort stellten sie ihn in einen dunklen Winkel, wohin kein Tageslicht fiel. „Was hat denn das zu bedeuten?" dachte der Baum. „Was habe ich denn hier zu tun? Was mag ich denn hier hören sollen?" Er lehnte sich gegen die Mauer und stand da und sann und sann. Und Zeit hatte er genug dazu, denn es verstrichen Tage und Nächte. Niemand

kam herauf und als endlich jemand kam, geschah es nur, um einige große Kasten in den Winkel zu stellen.

„Nun ist draußen Winter!“ dachte der Baum. „Die Erde ist hart und mit Schnee bedeckt, die Menschen können mich nicht pflanzen; deshalb soll ich wahrscheinlich bis zum Frühling hier im Schutze stehen! Wie fürsorglich doch die Menschen sind! Wäre es hier nur nicht so dunkel und so schrecklich einsam! Draußen im Walde war es doch lustig, wenn der Schnee lag und der Hase vorübersprang, ja selbst wenn er über mich hinwegsetzte; aber damals gefiel es mir freilich nicht. Hier oben ist es aber doch entsetzlich einsam!“

„Pip, pip!“ sagte plötzlich eine kleine Maus und schlupfte hervor, und darauf kam noch eine kleine. Sie schnüffelten an dem Tannenbaum und schmiegten sich durch die Zweige desselben.

„Es herrscht heute eine furchtbare Kälte!“ sagten die zwei kleinen Mäuschen; „nicht wahr, du alter Tannenbaum?“

„Ich bin noch gar nicht alt!“ versetzte der Tannenbaum, „es gibt viel ältere als ich bin!“

„Wo kommst du her?“ fragten die Mäuse, „und was weißt du?“ Sie waren gewaltig neugierig. „Erzähle uns doch von dem herrlichsten Plätzchen auf Erden! Bist du schon dort gewesen? Bist du schon in der Speisekammer gewesen, wo Käse auf den Brettern liegen und Schinken unter der Decke hängen, wo man auf Talglichtern tanzt, mager hineingeht und fett herauskommt?“

„Die kenne ich allerdings nicht,“ sagte der Baum, „aber den Wald kenne ich, wo die Sonne scheint und die Vögel singen!“ Darauf erzählte er ihnen alle Erlebnisse seiner Jugend und die Mäuschen hatten dergleichen nie zuvor gehört.

„O!“ sagten die Mäuschen, „wie glücklich du gewesen bist, du alter Tannenbaum!“ — „Ich bin durchaus nicht alt!“ er-

widerte der Tannenbaum, „erst in diesem Winter bin ich ja aus dem Walde gekommen! Ich stehe in meinem allerbesten Alter!“

„Wie schön du erzählst!“ sagten die Mäuschen, und in der nächsten Nacht kamen sie mit vier andern kleinen Mäuschen wieder, welche den Baum auch erzählen hören sollten, und je mehr er erzählte, desto lebhafter trat es ihm selbst vor die Augen und er sagte: „Es waren doch wirklich glückliche Zeiten! Aber sie können wiederkommen! Klumpe-Dumpe fiel die Treppe hinab und bekam doch die schöne Prinzessin.“

„Wer ist Klumpe-Dumpe?“ fragten die Mäuschen.

Nun erzählte der Tannenbaum das ganze Märchen, dessen er sich Wort für Wort entsinnen konnte. Und die Mäuschen wären aus lauter Freude fast in die Spitze des Baumes gesprungen. In der folgenden Nacht versammelten sich noch weit mehr Mäuse und am Sonntag kamen sogar zwei Ratten. Die behaupteten aber, die Geschichte sei nicht lustig, und das betrübte die Mäuschen, denn sie kam ihnen nun auch weniger schön vor.

„Können Sie nur die eine Geschichte erzählen?“ fragten die Ratten.

„Nur die eine!“ antwortete der Baum, „ich hörte sie an meinem glücklichsten Abend, aber damals dachte ich nicht daran, wie glücklich ich war!“

„Das ist eine höchst elende Geschichte! Wissen Sie keine von Speck und Talglichtern? Keine Speisekammergeschichten?“

„Nein!“ sagte der Baum.

„Nun, dann danken wir dafür!“ erwiderten die Ratten und kehrten zu den Ihrigen zurück.

Zuletzt blieben die Mäuschen auch fort und da seufzte der Baum: „Es war doch ganz hübsch, als sie um mich saßen, die munteren Mäuschen, und auf meine Erzählungen lauschten! Nun ist das auch vorbei!“

Und eines Morgens, da kamen Leute herauf und kramten auf dem Boden umher. Die Kasten erhielten einen andern Platz und der Baum wurde hervorgezogen. Sie warfen ihn unsanft auf den Fußboden, aber sofort schleppte ihn ein Hausknecht nach der Treppe, wo das Tageslicht schimmerte.

„Nun beginnt das Leben wieder!“ dachte der Baum. Er fühlte die frische Luft, den ersten Sonnenstrahl, — und nun war er draußen auf dem Hof. Alles ging so schnell, daß der Baum völlig vergaß, sich selbst zu betrachten; zu viel Neues war rings=umher anzustaunen. Der Hof stieß an einen Garten und alles stand darin in voller Blüte. Die Rosen hingen frisch und duftend über den kleinen Staketenzaun herüber, die Lindenbäume blühten und die Schwalben flogen umher und zwitscherten: „Quirre virrevit, mein Mann ist gekommen!“ Aber den Tannenbaum meinten sie damit nicht.

„Nun will ich leben!“ jubelte dieser und breitete seine Zweige weit aus. Ach, sie waren alle vertrocknet und gelb und zwischen Unkraut und Nesseln lag er in einem Winkel da. Der Goldpapierstern saß noch oben auf der Spitze und leuchtete im hellsten Sonnenschein. Auf dem Hofe selbst spielten ein paar von den Kindern, die am Weihnachtsabend so fröhlich um den Baum getanzt hatten. Eines der kleinsten riß den Goldstern ab.

„Sieh, was da noch an dem alten, häßlichen Tannenbaum sitzt!“ rief es und trat auf die Zweige, daß sie unter seinen Stiefeln knackten.

Und der Baum betrachtete all die Blumenpracht und Frische im Garten, betrachtete dann sich selbst und wünschte, daß er in seinem finsteren Winkel auf dem Boden geblieben wäre. Er gedachte seiner frischen Jugend im Walde, des lustigen Weihnachtsabends und der kleinen Mäuse, die so fröhlich der Geschichte von Klumpe=Dumpe zugelauscht hatten.

„Vorbei, vorbei!“ seufzte der arme Baum. „Hätte ich mich doch gefreut, als ich es noch konnte! Vorbei, vorbei!“

Der Hausknecht kam und hieb den Baum in kleine Stücke, ein ganzes Bund lag da; hell loderte es auf unter dem großen Braukessel. Er seufzte tief, jeder Seufzer tönte wie ein kleiner Schuß. Deshalb liefen die Kinder, welche draußen spielten, herbei, setzten sich vor das Feuer, schauten hinein und riefen: „Piff, paff!“ Aber bei jedem Knalle, der ein tiefer Seufzer war, gedachte der Baum eines Sommertags im Wald, einer Winternacht draußen, wenn die Sterne glänzten. Er gedachte des Weihnachtsabends und des Klumpe-Dumpe, des einzigen Märchens, welches er gehört hatte und zu erzählen wußte —, und dann war der Baum verbrannt.

Die Kinder spielten im Hof und der kleinste hatte auf der Brust den Goldstern, den der Baum an seinem glücklichsten Abend getragen hatte. Nun war dieser vorüber und mit diesem auch der Baum nebst seiner Geschichte. Vorbei, vorbei — und so geht es mit allen Geschichten.

Anderſen.

Etwas vom „Berggeist Rübezahl“.

In einem Dorf im Regierungsbezirk Liegnitz wohnte ein reicher Bauer, der nichts mehr liebte, als Prozesse zu führen, und, da er Geld genug hatte, schlaue Advokaten bezahlen konnte, so daß er fast stets gewann, und dabei immer reicher wurde.

So hatte er auch mit einem armen Nachbar wegen eines Stückchens Feld, welches er sich gern aneignen wollte, um Hab und Gut prozessiert und auch diesen ungerechten Streit gewonnen, so daß der arme Steffen das Feld, auf dem er seither seine

guten Kartoffeln gebaut hatte, verlor und auch noch die hochaufgelaufenen Gerichtskosten bezahlen mußte.

Da er dies nicht konnte, wurden ihm seine Vorräte und sein Vieh gepfändet und er besaß nun nichts mehr, um seine vielen hungrigen Kinder zu ernähren. Zuletzt hatten die Leute nur noch ein Brot im Hause und weder Geld, noch Mehl, noch Korn, um wieder frisches Brot zu backen.

Da machte sich Steffen am frühen Morgen reisefertig und als seine Frau abgehärmt und weinend ihn fragte, wohin er zu gehen gedenke, antwortete er ihr: „Mir ist heute nacht ein rettender Gedanke gekommen! Ich gehe hinüber nach Böhmen zu deiner reichen Sippschaft und werde diese bitten, mir hundert Taler zu leihen, die ich ihnen redlich zurückgeben will. Damit kann ich mir wieder aufhelfen. Sie besitzen Hof und Geld und Gut, und werden nicht wollen, daß eine der Ihrigen mit dem Bettelstab durchs Land ziehe, denn andres bleibt uns nicht übrig, wenn diese letzte Hoffnung fehlschlägt.“

„Lieber Mann,“ erwiderte die Frau weinend, „dann können wir nur gleich den Bettelstab zur Hand nehmen, denn meine Vettern sind hartherzig und ich hoffe auf keine Hilfe von ihnen.“

„Nein, nein,“ sagte Steffen, „ich habe die feste Zuversicht, daß dieser Gang mir Hilfe bringt. Sei nur getrost und weine nicht länger!“

Damit nahm er von Frau und Kindern Abschied und machte sich mit einem Stück Brot in der Tasche auf den beschwerlichen Weg.

Erst gegen Abend erreichte der erschöpfte Wanderer das Dorf an der böhmischen Grenze, wo verschiedene Verwandte seiner Frau ansässig waren. Sie hatten schon von seinem Prozeß gehört und standen trotz ihres Reichtums hartherzig, wie Steffens böser Nachbar, auf des letzteren Seite.

„Großartig Prozesse führen,“ sagten sie zu ihm, „sei nicht armer Leute Sache. Hätte er klein beigegeben, statt sich mit einem reichen Bauern vor Gericht herumzuzanken, so wäre er nicht ins Elend geraten. Dazu hätten sie ihr sauer erworbenes Geld nicht, um es einem so heruntergekommenen Menschen auf Nimmerwiedersehen zu geben. Nein, schönen Dank! Hätte er sich die Suppe eingebrockt, so möge er sie auch auseſſen!“

Nicht einmal etwas zu essen oder Nachtherberge bot man dem armen Vetter an.

Da stand er nun, todmüde und hungrig, und sollte, ohne Hilfe zu bringen, wieder zu den guter Nachricht harrenden Seinen zurückkehren.

Mühselig und verzweifelt schleppte er sich den Weg zurück, den er gekommen war. Es ging jetzt wieder bergauf und er gedachte die ganze Nacht durch zu wandern, um nur ja frühmorgens wieder daheim zu sein. Von Müdigkeit überwältigt, wollte er sich nur ein klein wenig in das weiche Moos am Wegrande legen, um auszuruhen, schlief aber trotz Hunger und Kummer sehr bald fest ein, und als er erwachte, dämmerte schon der Morgen. Schnell sprang er auf und eilte weiter. Frisch und kühl wehte die Luft von den Falkenbergen her, Tau schimmerte auf allen Halmen und Zweigen, die Vögel begannen zu zwitschern, die Baumwipfel erschauerten im Morgenwind, gerade als ob der Geist des Gebirges durch die Tannen rauschte.

Steffen überlief ein kalter Schauer; er hatte schon viel von dem Herrn der Berge gehört, doch stets gefürchtet, ihm einmal zu begegnen. Aber jetzt, wo ihn die Schlechtigkeit und Bosheit der Menschen bis ins äußerste Elend getrieben, kam ihm der Gedanke, den Helfer so vieler Armen und Unglücklichen um Beistand anzurufen. Was auch geschehen mochte, grausamer als die Menschen konnte er gewiß nicht sein.

So faßte sich denn Steffen ein Herz und rief, so laut er konnte, in den Bergwald hinein: „Rübezahl! Rübezahl!“

Da kam er auch gleich um eine Felsecke, riesig und schrecklich, Haar und Bart gleich roten Flammen, in der Hand den Stamm einer Tanne, den er zu drohendem Schlag geschwungen hielt.

„Wer verspottet mich hier in meinem eignen Reich?“ schrie er mit zorniger Stimme. „Weißt du nicht, daß ich jeden zermalme, der mich bei dem verhaßten Namen ruft?“

„Nein, das wußte ich wirklich nicht,“ sagte Steffen, am ganzen Leibe zitternd. „Verzeiht mir, hoher Herr, wenn ich Euren wahren Namen nicht kenne; aber ich wußte, daß Ihr schon manchen Armen aus der Not errettet habt, und so wage ich es, Euer Mitleid anzurufen, da die Menschen kein Erbarmen mit mir haben. Ich bitte Euch also flehentlich, mir auf drei Jahre hundert Taler zu leihen, die ich pünktlich zurückzuzahlen verspreche.“

„Leihen?“ rief Rübezahl mit spöttischem Lachen.

„Wenn Ihr mein Elend kenntet und wüßtet, daß ich ein ehrlicher Mann bin, so würdet Ihr mir glauben,“ rief Steffen und nun erzählte er sein Schicksal in so rührender Weise, daß der Berggeist Mitleid mit ihm empfand und in weniger barschem Ton zu ihm sagte: „Ich will dir glauben, obgleich ich an euch Menschen schon sehr oft recht schlechte Erfahrungen gemacht habe. Folge mir also!“

Damit wandte er sich um und der Bauer folgte ihm durch die Waldwildnis bis zu einer Felswand, die eine enge Spalte zeigte, in welche sich der Riese zwängte und dabei Steffen winkte, ihm zu folgen.

Durch einen dunklen, feuchten Gang führte jetzt der Weg tief ins Innere des Gebirges hinein. Den armen Mann erfaßte

Frank Bergen 1901

sehr bald Angst und Grauen; er glaubte schon, sein Ende sei gekommen, als sich plötzlich eine riesige Höhle vor seinen Blicken auftat, welche durch einen in der Mitte der Deckenwölbung hängenden hellstrahlenden Stein erleuchtet und mit blitzenden Kostbarkeiten und Kleinodien angefüllt war. Unter anderm stand da auch ein Gefäß, so groß wie eine Braupfanne, voll von neuen Silbertalern und auf diese deutend, sprach der Geist: „Zähle dir dort hundert Taler ab, die du mitnehmen darfst, aber wohlgemerkt, nur auf drei Jahre geliehen!“

Steffen tat gewissenhaft, wie ihm geheißen, während der Geist, ohne mitzuzählen, den Schuldschein schrieb, den Steffen dann, so gut er konnte, mit seinem Namen unterzeichnete.

„Heut über drei Jahre,“ sprach Rübezahl, indem er den Bauer bis an den Felsausgang geleitete, „erwarte ich dich just hier an dieser Stelle. Merke sie dir genau, damit du sie wiederfindest!“

Steffen versprach heilig, seine Schuld pünktlich abzutragen, verabschiedete sich unter herzlichem Dank von seinem Helfer und suchte dann erleichterten Herzens den Bergpfad wieder auf, auf welchem er, Hunger und Müdigkeit vergessend, seinem Dorf fröhlich zueilte.

„Ich bringe Geld! Ich habe Hilfe in der Not gefunden!“ rief er frohlockend beim Eintritt in sein Häuschen, wo ihn seine Frau voll banger Sorge schon erwartete.

Er gab ihr gleich einen der blanken Taler, um Nahrungsmittel einzukaufen und nachdem zuerst Eltern und Kinder ihren Hunger gestillt, erging sich die Frau in Dankesworten über ihre Verwandten, die sie hartherzig genannt und die ihnen doch nun geholfen hatten.

Steffen ließ sie dabei, da er einmal gehört hatte, man dürfe Rübezahls Wohltaten nicht ausplaudern.

Nun machten sie sich frisch an die Arbeit; noch war es ja Zeit zur Wintersaat für Rüben und Kohl. Bald stand wieder eine Kuh im Stall und alles glückte, alles gedieh. Steffen kaufte sich auch ein andres Feld für das verlorene und als im nächsten Sommer bei seinem bösen Nachbar ein Hagelschlag niederging, der alles verwüstete und eine Viehseuche ausbrach, blieben gerade seine Felder verschont und seine Kühe gesund, denn zu der ersten Kuh waren bald mehrere hinzugekommen. Felder, Wiesen und Obstbäume trugen den doppelten Segen wie sonst. Steffen baute auch sein halbverfallenes Häuschen wieder neu auf, und als der dritte Sommer herankam, war er bereits ein sehr wohlhabender Bauer geworden und seine Besitzung einer der schönsten und wohlgehaltensten Höfe in der ganzen Gegend. Es wurde ihm auch gar nicht schwer, die hundert Taler Darlehen samt den Zinsen zurückzugeben, denn er hatte jetzt viel Geld in seinem Kasten.

An dem denkwürdigen Tag, da er vor drei Jahren voll Kummer sein Haus verlassen, steckte er die nötige Summe in einem Beutel zu sich, hieß Frau und Kinder ihre besten Kleider anziehen und den Knecht das Wäglein anspannen.

„Wo geht denn die Fahrt hin?“ fragte die Frau.

„Meine Schuld will ich abzahlen,“ war die Antwort. „Weißt du nicht, daß heute die drei Jahre verflossen sind?“

„Ach, zu den guten Vettern!“ rief sie, froh, die lieben Verwandten einmal wiederzusehen.

So fuhren sie alle heiter und frohen Mutes in den schönen Herbstmorgen hinein, dem Gebirge zu.

Als sie ein Stück über der Kammhöhe und ungefähr an der Stelle waren, wo Steffen vor drei Jahren der Berggeist erschienen, ließ er halten, und befahl darauf dem Knecht, langsam abwärts zu fahren und weiter unten ihrer zu warten, da er die

Seinen auf einem schönen Richtweg durch den Wald führen wolle.

Er führte sie aber durch Dickicht und Gestrüpp bis an jene Felswand und suchte da den Eingang in die Höhle.

„Was sollen wir da?" fragte die Frau erstaunt.

„Ihr sollt mit mir unsrem Wohltäter danken, der in diesem Felsen wohnt, denn er und nicht deine reiche, geizige Sippschaft hat uns aus der Not errettet," sprach Steffen feierlich. Und nun erzählte er Frau und Kindern ausführlich, was ihm an jenem Morgen begegnet war und wie er in dem mächtigen Berggeist seinen Helfer gefunden.

Als die Frau von Rübezahl hörte, erschrak sie und die Kinder fingen vor Furcht zu weinen an. Während der Vater diese beruhigte und ihnen erzählte, daß der Berggeist ein guter Mann sei, der den Kindern goldene Äpfel und Nüsse schenke, suchte und klopfte er beständig an der Felswand herum, ohne die Öffnung wiederzufinden. Doch da er als dankbarer und redlicher Schuldner dastehen und das Geld gern zurückgeben wollte, aber den richtigen Namen des Gebirgsherrn noch immer nicht wußte, so rief er wie vor drei Jahren laut in den Wald hinein, so daß es widerhallte: „Rübezahl! Rübezahl!"

Da ging ein mächtiges Rauschen durch die Tannen! Steffen glaubte, flammendrotes Haar zu sehen, aber es war nur das Sonnenfeuer des Hochsommers; ein Wirbelsturm fegte hinter der Felswand hervor, riß die ersten welken Blätter von den Sträuchern, daß sie hoch durch die Luft flatterten, und mitten in dem bunten Wirbel tanzte — ein weißes Blatt, welches einer der Knaben erhaschte.

Steffen griff gleich danach, faltete es auseinander und — was sah er zu seinem grenzenlosen Erstaunen? — seinen eignen Schuldschein, halbeingerissen und mit der Unterschrift: „Be-

zahlt.“ Da nahm er seinen Hut ab, blickte gerührt aufwärts in die rauschenden Bäume und rief mit bewegter Stimme:

„Ich danke dir, du guter Geist!“

Hierauf schritt er mit den Seinigen der Stelle zu, wo der Wagen ihrer wartete.

„Da wir nun einmal so weit sind,“ sagte die Frau, „so laß uns doch nach meinem Heimatdorf fahren, um den Vettern zu zeigen, was ohne ihre Hilfe aus uns geworden ist!“

Der Mann war es zufrieden und so fuhren sie bergein nach Böhmen zu. Von den Vettern aber, an deren Gehöften sie hielten, fanden sie keinen mehr vor. Der erste war gänzlich verarmt und nach Amerika, wo er Verwandte hatte, ausgewandert, der andre hatte in seiner grenzenlosen Habsucht wider das Gesetz gehandelt und saß zur Strafe im Gefängnis, und der dritte von ihnen war gestorben, ohne nähere Verwandte zu hinterlassen. Allen dreien war der Hochmut und die Hartherzigkeit sehr übel bekommen.

„So laßt uns künftig immer demütig und barmherzig bleiben!“ sagte Steffen zu Frau und Kindern.

Dann kehrten sie heim in ihr schönes, blühendes Anwesen, schafften fleißig weiter ohne Dünkel und Überhebung und wiesen nie einen Bittenden unbeschenkt oder unerquickt von ihrer Türe. Daher blieb auch Rübezahls Segen bei ihnen immerdar.

* * *

An einem andern armen Bäuerlein handelte Rübezahl gleich edel. Auf den Hängen des Gebirges wächst das saftigste Gras, untermischt mit würzigen Kräutern, doch ist es mühselig und oft gefährlich, es zu mähen und einzubringen, daher war es jahrhundertelang auf den Bergwiesen des Riesengebirges unbenutzt geblieben, bis endlich ein ganz armer Mann, Kilian mit Namen aus dem Dorfe Schreiberhau, durch die Not getrieben, hinaufstieg und auf den Bergwiesen nahe dem Zackenfall das Gras zu mähen begann, um seine Ziege damit kümmerlich zu ernähren.

Im Anfang unterzog er sich der mühevollen Arbeit allein, da seine Frau daheim bei den Kindern bleiben mußte, später nahm er seine ältesten Buben mit hinauf, daß sie ihm beim Trocknen des Heues behilflich seien.

Eines Tags hörten sie bei der Arbeit schallende Roßhufe und gleich darauf kam ein Reiter den steilen Weg dahergesprengt, der ein schwarzes Wams und eine mächtige Adlerfeder auf der Kappe trug.

„Wie wagst du hier auf meiner Wiese das Gras zu mähen!“ schrie er mit gewaltiger Stimme den erschrockenen Landmann an. „Du verdientest wohl, daß ich dich samt deinen Buben aus meinem Reich hinabstürzte, elender Spitzbube!“

Kilian, zitternd vor Schreck, bat demütig und flehend um Verzeihung. „Gnädigster Herr,“ sagte er, „ich wußte nicht, daß der Graswuchs hier oben jemand gehöre, daher stieg ich in meiner großen Not herauf, das Futter zu holen, denn ich besitze kein Stückchen Wiese, um eine Ziege ernähren zu können, ohne die meine Kinder Hungers sterben müßten. Doch strafet mich nicht zu hart, gern will ich das Heu in Eure Scheuer schaffen, wenn Ihr mir sagt, wo ich sie finde.“

Der Zorn schwand bei den Worten des armen Mannes aus den Mienen des Reiters und mit milderer Stimme sagte er: „So sei dir dieses Mal die Strafe noch erlassen, doch laß dir's nicht einfallen, deine Hand wieder nach meinem Eigentum auszustrecken!“

„Habt Dank, gnädiger Herr!“ stammelte Kilian, die Tränen kaum zurückhaltend. „Obwohl ich nun nicht weiß, womit ich meine armen Kinder ernähren soll, wenn ich die Ziege schlachten muß, da ich kein Winterfutter mehr für sie habe.“

Bei diesen Worten fingen die beiden Buben laut zu weinen an, worauf der Reiter sich noch einmal umwandte und mit einem mitleidigen Ausdruck im Gesicht und in gütigem Tone sagte: „Weint nicht, Kinder, ihr sollt die Ziege behalten. Und dir,“ wandte er sich an den Vater, „will ich ferner auch gern gestatten, das Gras hier oben zu mähen. Ja, diese Bergwiese mit

ihrem Ertrag soll fernerhin dein Eigentum bleiben und als solches auf deine Nachkommen forterben. Geh morgen zum Schulzen, der dir die Schenkungsurkunde übergeben wird!"

Damit setzte der Reiter sein Pferd in Trab und sprengte davon. Heißer Dank des Beschenkten folgte ihm.

Am nächsten Morgen erschien dem armen Mann das Erlebnis auf der Bergwiese fast wie ein Traum und auch seine Frau meinte, daß gewiß ein Spaßvogel nur seinen Scherz mit ihm getrieben habe; denn wie käme ein wildfremder Mann dazu, ihm eine Bergwiese zu schenken.

Dennoch begab sich Kilian zum Schulzen, der aber von einer Schenkungsurkunde nichts wußte und den armen Schelm für übergeschnappt hielt. Ratlos und niedergeschlagen wollte dieser sich wieder zum Gehen wenden, als ein Windstoß durchs offene Fenster fuhr und ein gefaltetes Blatt Papier gerade vor den Schulzen auf den Tisch wehte.

Es war die Schenkungsurkunde, von dem Eigentümer der Bergwiese am Zackenfall ausgestellt. Beglaubigt und untersiegelt mit dem Ratssiegel der Stadt Hirschberg.

Betroffen von diesem Zauberspuk standen zuerst beide sprachlos da; als sie aber das Papier nochmals ganz genau untersuchten, ward alles in bester Ordnung befunden — und nun wußten sie auch gleich, daß niemand anders als Rübezahl der edle Wohltäter gewesen sein konnte.

Leichten Herzens stieg Kilian am folgenden Morgen wieder zum Gebirge hinauf, hoffend, seinen gütigen Beschützer wiederzusehen, um ihm danken zu können. Doch vergebens, er sah weder den schwarzen Reiter wieder, noch hörte er den Hufschlag seines Pferdes. Auf dem Graswuchs der Gebirgswiese aber lag ein wunderbarer Segen: kaum war es gemäht, so stand es schon bald wieder im üppigsten Grün da, so daß Kilian seinen Heu-

vorrat oft nicht unterzubringen wußte. Die Ziege gedieh und gab Überfluß an Milch, und wie ihr Herr nun Jahr um Jahr mit seinen heranwachsenden Söhnen die Bergwiese fleißig mähte, so standen bald mehrere Ziegen, auch endlich eine Kuh im Stalle.

Bei dem großen Vorrat von süßer und fetter Milch fiel es der Frau ein, Käse daraus zu bereiten, was sie einst, da sie in einer großen Gutswirtschaft gedient, gelernt hatte. Und ihre schmackhaften Käse, die von dem Duft der Bergkräuter durchwürzt waren, fanden gar bald zahlreiche Abnehmer und gehörten zu den begehrtesten Delikatessen im ganzen Lande. So wurde die Familie

nach und nach wohlhabend; doch der Bauer, trotzdem er es schon längst nicht mehr nötig hatte und schon ein alter Mann war, stieg dennoch jeden Sommer zu seiner Wiese hinauf, um sie mit seinen Söhnen und Enkeln zu mähen, oftmals danach ausspähend, ob es denn nicht möglich wäre, nur noch einmal den gütigen Gebirgsherrn, den Helfer aus der Not, zu sehen, um demselben seinen Dank auszusprechen.

Die Bergwiese und ihr Segen erbte fort auf Kind und Kindeskind. Die Familie breitete sich aus im Lande; dem ältesten Sohn fiel stets die Wiese zu samt dem Schenkungsbrief, der als teuerstes Erbstück vom Urahn her galt.

Nachkommen desselben leben vielleicht heute noch in Schlesien, und auch der Segen der Bergwiese mag wohl noch auf ihnen ruhen.

P. Arndt.

Die Hasenkinder.

Sonntagmorgen! — Frau Sonne war sehr früh aufgestanden, denn es war ja Sommer, und da hatte sie viel zu tun, und guckte neugierig ins Fenster bei Herrn und Frau Hase. Die hatten ihre Wohnung nahe an den Waldrand gebaut, gerade da, wo der Weg vorbeigeht, ganz dicht an dem großen Kleefelde, auf dem die wunderschönen roten, blauen, gelben und weißen Blumen blühten.

In der Schlafstube stand das Fenster offen, denn es war sehr heiß, und die ganze Hasenfamilie schlief noch fest. Die beiden Buben lagen in einem Bettchen, weil die Schlafstube im Hasenhause sonst zu eng gewesen wäre. Sie vertrugen sich aber

sehr gut. Auch jetzt hatte einer die Ärmchen fest um den Hals des andern geschlungen, und die Köpfchen lagen dicht beisammen.

Das sah Frau Sonne gerne, deshalb guckte sie auch alle Tage bei der Hasenfamilie ins Fenster.

Die gute Mutter machte am Sonnabend alles zurecht. Frisch gewaschene Hosen und Strümpfe lagen auf dem Stuhle am Bette der beiden Buben. Blankgewichste Schuhe standen daneben. In der Woche gingen die Buben gewöhnlich barfuß, das hätte sonst zu viele Schuhe gekostet. Aber morgen war Sonntag, da wurden sie fein gemacht. Auf dem Tische lag für jeden ein roter Schlips und ein ganz sauberes Taschentuch.

Auch der Hasenvater sorgte für seinen Staat, denn die Eltern wollten am Sonntag früh mal in das Feld gehen, um nachzusehen, ob der Kohl dieses Jahr recht schön würde. Darauf freuten sie sich, denn der schmeckte ihnen immer am besten. Und Sonntagmorgen gab es auf dem Felde keine Arbeiter, keine Jäger und keine Hunde. Da konnten sie alles ganz genau betrachten.

Nach dem Essen sollte dann ein Spaziergang zum Onkel gemacht werden, der auf der andern Seite des Waldes wohnte.

Da blinzelte Frau Sonne der Hasenmutter gerade ins Gesicht.

„Es ist Zeit, du mußt aufstehen, es hilft alles nichts, denn du möchtest doch früh fertig werden," sagte sie, und geschwind sprang Frau Hase aus dem Bette.

Nun schnell Kaffee kochen, dann die Buben wecken!

Unterdessen war der Herr Hase auch aufgestanden, hatte sich für den Sonntag angezogen und als die Buben fertig waren, saßen alle zusammen beim Frühstück. Dann war es Zeit fortzugehen.

„Daß ihr Buben recht artig seid," sagte er streng. „Ihr seid jetzt schon groß genug, um auch einmal allein zu Hause zu

bleiben. Macht euch ja nicht schmutzig, sonst könnt ihr heute nachmittag nicht mit zum Onkel gehen. Hier ist Spielzeug: Der Baukasten, das Malbuch und noch viele schöne Sachen. — Geht auch ja nicht vor die Türe, damit ihr eure sauberen Hosen, Schuhe und Strümpfe nicht naß und schmutzig macht. — So, nun gebt der lieben Mama noch einen Kuß und dann — adieu! Wir kommen bald wieder."

Da saßen sie nun mit ihrem Spielzeug am Tische. Brücken und Schlösser waren gebaut, Bilder gemalt und besehen, nun wurde es ihnen aber sehr langweilig.

„Wenn nur Papa und Mama bald wiederkämen. Wir sind so allein zu Hause," sagten sie ganz traurig. „Wir möchten so gerne hinausgehen."

Frau Sonne schien so schön durchs Fenster, gerade als wollte sie sagen: „Kommt doch heraus, ihr Buben, es ist ja prachtvoll draußen."

Aber sie sagte gar nichts. Sie hatte gehört, was der Papa befohlen hatte, und die beiden Buben durften doch nicht unfolgsam sein, nein, ganz gewiß nicht. Sie versteckte sich deshalb hinter einer Wolke, damit die Buben sie lieber gar nicht sehen konnten.

„Bloß einmal die Türe aufmachen, bloß ein bißchen hinaussehen. Davon wird man ja nicht gleich schmutzig," sagten die Buben. „Die schönen Blumen bloß einmal ansehen, ganz gewiß nicht hingehen!"

Aber, ehe sie es dachten, waren sie über den Weg gelaufen. Ganz nahe stand eine wunderschöne rote Blume. Die mußte Mama haben, es war ja Sonntag, und da wollten sie ihr dieselbe auf den Tisch stellen.

Aber, da stand noch eine, und noch eine, immer mehr, so daß die Buben gar nicht aufhören konnten, zu pflücken. Sie

liefen weiter und weiter in das Kleefeld, denn wo sie hinsahen, gab es immer noch viel, viel schönere Blumen, bis es ein ganz dicker Strauß geworden war.

„Wie wird die Mama sich freuen, wenn sie den sieht!" jubelten sie laut, und die kleinen Hasengesichter strahlten vor Vergnügen.

Auf einmal aber — o Schrecken! — sahen sie ihre Höschen, Schuhe und Strümpfe an! — Ach Gott! Alles naß! Ganz naß, bis oben hinauf und wie schmutzig! — Sie bekamen einen furchtbaren Schrecken und liefen schnell nach Hause, legten die Blumen auf den Tisch, krochen ins Eckchen am Sofa und schluchzten so lange, bis sie einschliefen.

Endlich kamen Papa und Mama wieder. Die Hasenmutter sah den Blumenstrauß liegen, und wußte gleich, was passiert war. Sie fand auch im Eckchen die beiden Buben, naß und schmutzig, eng aneinander gedrückt, fest eingeschlafen.

„Heraus aus der Ecke, ihr ungezogenen Jungen!" rief der Hasenvater und sah nach dem Stocke. „Wie seht ihr aus! Alles naß und schmutzig!"

„Ihr seid doch unfolgsam gewesen! — Jetzt gibt's Schläge!"

„Ach lieber, lieber guter Papa," schluchzten die Buben. „Es war so wunderschön draußen. Die Blumen blühten so prachtvoll, und ihr bliebet so lange fort. Wir wissen ja selbst nicht, wie es kam, wir wollten nicht ungezogen sein, aber auf einmal waren wir draußen. Wir wollen es auch ganz gewiß nicht wiedertun. Seid uns nur wieder gut. Bitte, bitte, lieber Papa, liebe Mama!"

Die Hasenmutter hatte still dabei gestanden. Sie wußte, der Vater war sehr streng, wenn die Kinder unfolgsam gewesen waren. Als die Buben aber gar zu sehr weinten und baten, sagte sie zu dem Hasenvater:

„Verzeihe ihnen noch einmal, lieber Papa, sie werden gewiß nicht wieder unfolgsam sein, wenn sie es dir jetzt fest versprechen. Wir wollen es ihnen noch einmal glauben. Aber zur Strafe kommt ihr so lange ins Bett, bis ich eure Sachen wieder in Ordnung gebracht habe. Zum Glück scheint Frau Sonne, und hilft mir dabei. Aber das müßt ihr ganz fest versprechen, ihr dürft nie wieder so etwas tun, wenn es der Vater verboten hat."

„Nein, liebe gute Mama, wir wollen jetzt immer artig sein, habt uns nur wieder lieb!" riefen die Buben.

Sie wurden ins Bett gesteckt, wo sie so lange ganz mäuschenstill liegen mußten, bis alles wieder trocken und gebügelt war.

„Wie gut ist doch unsre Mama," sagten sie zueinander, als sie so still im Bettchen lagen. — „Sie hat für uns beim Papa gebeten, und wir haben ihr doch durch unsern Ungehorsam viel Arbeit gemacht."

Als die Mutter dann kam, um sie zu holen und wieder frisch anzuziehen, legten sie ihr die Ärmchen um den Hals und sagten: „Liebe, liebe Mama!" und gaben ihr einen Kuß.

„Ihr müßt immer meine braven Kinder sein, dann habe ich euch auch sehr, sehr lieb," sagte die Hasenmutter.

Sie wurden wieder angezogen, und durften doch noch mit zum Onkel gehen. Sie sind aber nie wieder unfolgsam gewesen, sondern fleißige und tüchtige Hasen geworden.

Johanna von Gosen.

Die Pflanze atmet.

Wenn die Mutter Feuer angemacht und den Kochtopf mit Wasser aufgestellt hat, so steigt der Dampf aus dem Topfe empor und erfüllt die Küche. Dann öffnet die Mutter die Fenster,

damit er hinausziehen kann. Wie ist es denn nun in der Blattküche der Pflanzen, wenn Jungfer Blattgrün beim Kochen ist? Das wollen wir gleich sehen:

Auf der Fensterbank in der Stube steht ein Aquarium, darin sind einige Goldfische. Der Boden des Gefäßes ist bedeckt mit einer dicken Lage von Sand, und in diesem wächst eine Anzahl Pflanzen, die man Wasserpest nennt. Die Sonne scheint freundlich ins Zimmer und auf das Aquarium. Da sehen wir, wie die Blätter der Wasserpest besetzt sind mit lauter glänzenden Perlchen, die sich alsbald von ihnen ablösen und als kleine Bläschen in die Höhe steigen. Jungfer Blattgrün ist bei der Arbeit in ihrer Küche und bereitet Speise für die Pflanzenteile. Wir

wissen auch schon, daß sie dazu Kohlenstoff braucht, den sie aus der Luft und in diesem Falle aus dem Wasser nimmt. Aber reinen Kohlenstoff kann sie nicht bekommen, sondern derselbe ist mit einer andern Luftart verbunden, die man Sauerstoff nennt. Das Gemisch aber heißt *Kohlensäure*, und diese wird vom Blatt aufgenommen. Köchin Blattgrün verwendet aber nur den Kohlenstoff, und der *Sauerstoff* scheidet sich von ihm und steigt aus ihrer Küche wieder heraus, wie der Dampf sich vom Wasser scheidet und aus dem Topfe emporsteigt. Bei den Pflanzen, die auf dem Lande wachsen, können wir es nur nicht sehen, aber im Wasser werden wir es gewahr, denn jene kleinen Perlen an den Blättern der Wasserpest sind Sauerstoffbläschen.

Warum bewegen die Goldfische denn immer den Mund? Sie öffnen und schließen ihn ja fortwährend. Sie atmen, gerade wie wir. Was heißt das? Wir füllen unsre Lunge mit Luft und sehen, wie unsre Brust sich dabei hebt und wieder senkt, wenn die Luft zurückströmt. Dieses Einziehen und Ausströmen der Luft bezeichnet man als atmen. Die Pflanze nimmt, wie wir hörten, auch Luft auf, und wir sahen, daß sie solche wieder von sich gibt, *folglich atmet sie ebenso wie die Menschen und Tiere*.

Müssen denn die Goldfische nicht jeden Tag frisches Wasser haben, weil die Luft in dem kleinen Behälter verbraucht wird? O nein! Die Tiere brauchen nämlich gerade den Sauerstoff zum Leben, den die Pflanze ausatmet. Also haben die Fische in dem bepflanzten Aquarium immer frische Luft. Dagegen atmen die Tiere Kohlensäure aus und versorgen mit derselben die Jungfer Blattgrün. In dieser Weise unterstützen sich Tiere und Pflanzen. — Wie ist es aber nachts im Dunkeln? Dann kocht Jungfer Blattgrün doch nicht! Nein, dann scheiden die

Blätter etwas Kohlensäure aus, da in der Küche ja nicht gearbeitet wird.

Wie kommt denn die Luft hinein in das Blatt? Dieses

Wasserpest mit Sauerstoffblasen im Aquarium. (Etwas über nat. Größe.)

hat eine Menge kleiner Öffnungen, die man Poren nennt. Durch sie atmet die Pflanze. Wenn diese Poren verstopft werden, durch Staub zum Beispiel, so muß die Pflanze ersticken. Es geht ihr gerade so wie uns, wenn man uns Mund und Nase zuhalten würde. Darum soll man auch Zimmerpflanzen hinaus-

stellen in den Regen, damit die Blätter gereinigt werden, oder soll sie von oben begießen oder besprengen. Chr. Brüning.

Die Nußdiebe.

Es war ein köstlicher Herbstabend und dazu Sonntag, da pflegte es sonst im Dorfe munter und lustig herzugehen, wenn die Burschen und Mädchen unter der Linde saßen und sangen, die Alten vor dem Wirtshause zum blauen Stern kegelten und die Kinder auf der Landstraße spielten. Heute aber war es viel stiller als sonst. Im nächsten Dorfe wurde Kirmes gefeiert, und zu der waren die Leute aus der ganzen Umgegend hingezogen. Nur einzelne Greise und Frauen mit ihren Kindern um sich her saßen im Sonntagsputz vor den Türen ihrer Häuser. Sie plauderten still und behaglich miteinander und genossen so recht den frischen Festabend. Es war aber auch gar zu schön ringsumher; in den Stoppelfeldern schrillten die Grashüpfer, ein kühler Wind strich über die Obstgärten des Dorfes und schien die Regenwolken verjagen zu wollen, die am fernen Horizont aufstiegen; aus den Schornsteinen hob sich der Rauch lichtbeschienen in die blaue Luft und wurde vom Winde lustig hierhin und dahin getrieben.

Allmählich sank die Sonne, die bisher so freundlich geschienen, und ehe sie in den aufsteigenden Wolken untertauchte, warf sie noch wie ein lustiges Kind, das eben zu Bett gehen will, die freundlichsten Blicke auf die Erde herunter und vergoldete zu guter Letzt den Kirchturm und die Dorflinden oben bei der Kapelle; es war eine Pracht anzusehen.

Nach und nach kamen nun auch schon auf der Landstraße

im Oberdorf die Leute von der Kirmes zurück, und weit aus der Ferne klang Jubel und Musik herüber.

Um so stiller war es währenddessen im untern Teil des Dorfes. Da zogen schon die Nebel aus den Wiesen herauf, und es fing an dämmrig zu werden. In dem engen Gäßchen zwischen den Gartenzäunen ließ sich kein Mensch sehen, es schien ringsumher wie ausgestorben. Nur ganz am Ende der Niederstraße bei des Schuhmachers Obstgarten standen drei Knaben vor einem kleinen Bretterzaun, und hoch über den Zaun streckte ein alter Nußbaum aus dem Garten einen mächtigen Zweig herüber, an dem die schönsten Walnüsse hingen.

Die drei Knaben schienen sehr eifrig miteinander zu sprechen, bald steckten sie die Köpfe zusammen, bald blickten sie sehnsüchtig nach den Nüssen hinauf. Von Zeit zu Zeit schlich auch wohl einer von ihnen um die Ecke des Zauns und sah sich scheu und vorsichtig nach rechts und links um, ob den Weg durchs Stoppelfeld jemand daherkäme.

Wer die Buben längere Zeit hätte beobachten können, dem wär' es bald klar geworden, was sie eigentlich im Sinne hatten. Die Sache war die: sie wollten die stille Abendstunde benutzen, um Nüsse vom Baume zu stehlen; aber bis jetzt fehlte es ihnen an Mut zu einem so schlechten Streiche; da gab es denn noch viel hin und her zu reden.

„Weißt du auch gewiß, daß dein Ohm nicht zu Hause ist?" fragte des Schneiders Josef mit gedämpfter Stimme den Gemüsekaspar, einen kraushaarigen, kecken Jungen, der im Dorfe allgemein so genannt wurde, weil er häufig den Bauersfrauen das Gemüse zum Markte nach der Stadt karren mußte; er war als der schlaueste und verschmitzteste Bube bekannt.

„Ich hab' dir's ja schon zehnmal gesagt," entgegnete der Kaspar, „ich hab' den Ohm mit meinen eignen Augen zur Kirmes

weggehen sehen, und ist er einmal da, so kommt er vor Mitternacht nicht wieder, da könnt ihr euch darauf verlassen."

„Aber seine alte Mutter?"

„Ach was, Mutter! Die ist taub und wohnt vorn heraus und ist längst zu Bett."

„Aber der Wasser!" rief der jüngste von den drei Jungen, das war der Heinrich aus dem Feldhof, ein schwächlicher, blasser Junge. „Wenn der Wasser uns wittert, wird er da nicht bellen?"

„Was du doch immer für eine Angst hast!" sagte der Gemüsekaspar — „der Wasser ist mit dem Ohm fort nach Rothenau, und wenn er auch in seiner Bude läge, das hat nichts zu sagen. Der Wasser ist mein bester Freund, und wo ich dabei bin, da wird er nicht mucksen, das versichere ich euch, vor dem könnt ihr sicher sein."

„Ich tu's doch lieber nicht," sagte Josef und kratzte sich hinter den Ohren. „Und wenn du wirklich die Nüsse in der Stadt verkaufst, wieviel wirst du denn dafür bekommen? und wieviel kommt denn von dem bißchen Geld auf jeden einzelnen von uns? Das verlohnt sich ja gar nicht der Mühe, und außerdem ist's unrecht."

„Aber ich sag' dir ja, mein Ohm macht sich nichts aus den Nüssen, und es wäre doch eine Sünde, wenn die da oben am Baume vertrockneten, oder ein andrer sie sich herunterholte."

„Na! meinetwegen!" rief Josef, zog, wie der Kaspar es schon vorher getan hatte, seine Sonntagsjacke aus und warf sie auf den Weg. Aber jetzt fiel ihm wieder ein, daß er sich am Ende beim Klettern auch seine guten Hosen zerreißen könnte, und es war heute erst das dritte Mal, daß er sie anhatte. Er stand wieder unschlüssig da wie vorher.

Der Gemüsekaspar fing an, ihn wegen seiner Zimperlichkeit zum besten zu haben und sagte ihm leise etwas ins Ohr. Unter-

des hatte der Heinrich an der Zaunhecke hinter dem Fliederbusch gelauscht. „Seid ruhig!“ rief er, „da kommt jemand über das Stoppelfeld her!“

Die beiden andern fuhren mit den Köpfen auseinander, und hätte Kaspar den Josef nicht am Hemdärmel gehalten, so wär' der vor Gewissensangst fortgelaufen.

„Jetzt seh' ich, wer da kommt, es ist der Andres aus der Mühle,“ rief Heinrich.

„Der wird uns nicht beißen,“ brummte Kaspar vor sich hin, „der kann uns vielleicht noch helfen.“ Indem kam auch schon der Andres um die Ecke. Er hatte eine Bestellung in der Nachbarschaft zu machen gehabt und wollte eben zur Mühle zurück.

Die drei Jungen stellten sich, als hätten sie nichts Böses im Sinne; aber sie mußten sich zwingen, unbefangen auszusehen. Heinrich hinter dem Fliederbusch tat, als ob er etwas verloren hätte und es jetzt am Boden suchte, er pfiff dabei fortwährend vor sich hin; der Josef nahm seine Jacke von der Erde auf und bürstete den Straßenstaub mit dem unteren Ende des Hemdärmels davon ab; der Gemüsekaspar aber hob Steine auf und warf damit nach einem Vogel, der oben auf einem dürren Ast eben sein Liedchen unschuldig in die Abendluft hineinsang.

Andres war eine arme Waise; der Müller hatte ihn in sein Haus aufgenommen, und dafür mußte der gewandte Junge ihm allerlei kleine Hausdienste und Botengänge verrichten. Er war eine gutmütige, liebe Seele; aber er hatte auch seine Fehler. Er war gar zu leichtgläubig und konnte nicht widerstehen, wenn jemand ihn überreden wollte, gegen seine bessere Überzeugung zu handeln, besonders wenn es seiner Eitelkeit schmeichelte. Diese seine sogenannte Gutmütigkeit, die aber doch eigentlich eine große Schwäche war, wurde denn auch leider von seinen pfiffigen Kameraden häufig zu ihrem Vorteil und zu seinem Nachteil be-

nutzt und mißbraucht. Der Umgang mit den drei Buben, die wir eben kennen gelernt, war dem Andres eigentlich in der Seele zuwider, und doch konnte er es nicht übers Herz bringen, sich von ihnen loszumachen. Wenn sie ihm nur ein wenig schmeichelten, oder ihm scheinbar nur eine kleine Gefälligkeit erwiesen, schien es ihm unmöglich, die Erfüllung ihrer Bitten zu verweigern. Um aber andern eine böse Absicht bei ihren Handlungen zuzutrauen, dazu war er zu gut, und wie er selbst nie fähig gewesen wäre, eine Lüge zu sagen oder anders scheinen zu wollen, als er dachte und fühlte, so konnte er auch nicht denken, daß jemand ihn belügen oder betrügen würde. Da die drei Buben nun auch noch sonst lustige Kameraden waren und immer sehr freundlich zu ihm taten, so unterdrückte er jedes Mißtrauen und jede Abneigung gegen sie. — „Guten Abend!" sagte Andres, als er in das Gäßchen einbog, „was macht i h r denn hier?"

„Geht's dich was an?" fuhr der Kaspar frech und trotzig auf. „Ich werde doch wohl bei meines Onkels Garten stehen können?"

„Meinetwegen!" sagte Andres, „ich meinte nur, du müßtest doch eigentlich zu Hause sein, um dein Schwesterchen zu warten. Du hast mir's vor Mittag doch selbst gesagt, daß deine Eltern es dir befohlen hätten, eh' sie zur Kirmes gingen."

„Ach was, Schwester hin, Schwester her!" rief der Kaspar, „die schläft ruhig zu Hause, und unser alter Kater sitzt bei ihr, der kann sie bewachen, wenn er will; ich hab' was Besseres zu tun." — „Du, Andres!" fuhr er fort, schlug aber doch dabei die Augen nieder und zupfte am Knopf seiner Mütze, die er in der Hand herumdrehte, „du Andres! mein Ohm, der Schuster, möchte gern, daß wir die Nüsse da oben herunternehmen. Nun wollten wir drei es tun; aber — du siehst wohl, wir haben unsre Sonntagskleider und du deine alten Hosen an. Unsre guten Kleider

könnten leicht beim Klettern zerreißen, und du bist auch viel flinker als wir, du kletterst ja wie eine Katze, wenn's darauf ankommt; alle Leute wundern sich darüber. Hör', Andres! tu uns den Gefallen, geh für uns auf den Baum, und wirf uns die Nüsse

herunter; aber gleich, damit sie alle herunter sind, eh' noch der Ohm nach Hause kommt." — —

„Für wen soll ich denn die Nüsse herunternehmen, für euch oder für den Schuhmacher?" fragte Andres.

„Nun für uns alle, das versteht sich von selbst, der Ohm

macht sich nichts daraus, und da ist es ihm lieber, daß wir sie bekommen, als daß ein andrer sie ihm stiehlt." —

Andres trat näher an den Baum heran, um zu sehen, wie er am besten zu der Stelle hinaufkommen könnte, wo die Früchte hingen. Unterdes zupfte Josef den Kaspar am Ärmel. „Aber sag' einmal, Kaspar!" flüsterte er ihm ins Ohr, „wenn dein Onkel nun später keine Nüsse am Baume findet und Lärm macht, und der Andres es hört und deinem Onkel alle deine Lügen erzählt? Was dann?"

„Da laß mich machen," sagte Kaspar leise, „haben wir erst die Nüsse, dann sag' ich dem dummen Jungen, daß wir ihn bloß zum Narren gehabt, und will er uns dann anzeigen, dann mach' ich ihm angst, daß gerade er es gewesen ist, der die Nüsse abgeschüttelt hat, dann wird ihm schon bange werden, und er wird sich hüten, uns anzuzeigen, das kannst du mir glauben; der wird sich nicht den Mund verbrennen."

„Ist's aber auch wirklich so, wie du da sagst?" fragte Andres, der wieder zu den drei andern Knaben hingetreten war.

„Glaubst du, daß ich lüge?" fuhr der Kaspar ihn an. „Josef! Heinrich! ist's nicht wahr?" — Die beiden sagten auch „ja", wurden jedoch über und über rot. Aber Andres in seiner Leichtgläubigkeit bemerkte das nicht. Zwar war ihm die Sache bedenklich, außerdem war es spät; aber da die andern ihm immer eindringlicher zuredeten, hatte er zuletzt keinen Zweifel daran, daß alles buchstäblich so wahr sei, wie sie es ihm vorschwatzten. Daheim in der Mühle war auch gewiß noch niemand von der Kirmes heimgekehrt, und vor allem freute es ihn, daß er sich seinen Kameraden gefällig erweisen konnte.

Gewandt und rasch, wie er war, stieg er über den Zaun in des Schuhmachers Garten. Er kletterte wie der geübteste Matrose

auf den Baum und von Ast zu Ast bis hoch in die Zweige, wo die schönsten Nüsse saßen. Die pflückte er und schlug sie mit einem abgebrochenen Knüttel mit solcher Leichtigkeit ab, daß die andern kaum so schnell die herunterprasselnden Früchte in ihre Taschen, Mützen und Schnupftücher hineinpraktizieren konnten.

Wie die Sache so in vollem Gange ist und keiner von den Knaben mehr daran denkt, bei ihrem schlechten Streiche verraten zu werden, da fährt mit einem Male um die Ecke des Zauns der große Hofhund des Schusters, derselbe Wasser, den der Kaspar seinen besten Freund genannt, mit lautem Gebell unter die drei Jungen hinein, und gleich nachher hört man hinter der Fliederhecke ein lautes Pfeifen. Die Buben unter dem Baume fahren auseinander; der eine klettert, so rasch er kann, über den Zaun, der andre wirft in der Angst, was er von Nüssen schon gesammelt hat, aus den Taschen ins Gras und klemmt sich hinter einen alten Weidenstamm am Wege; der Gemüsekaspar aber, früher der frechste von allen, nimmt jetzt zuerst Reißaus und läuft, ohne sich umzusehen, dem Oberdorfe zu. Der Hund will ihm nachsetzen; aber da ruft vom Felde her hinter dem Fliederbusch eine kräftige Mannsstimme: „Wasser! Ruhig! Komm her, Wasser!“ Schnell besinnt sich das Tier, steht still, bellt eine Zeitlang dem Laufenden nach und jagt dann wieder zurück hinter den Busch seinem Herrn zu, der ihn gerufen. Diesen Augenblick benutzten nun auch der Josef und der Heinrich. Was die Beine nur laufen wollen, ergreifen sie das Hasenpanier und rennen davon. Bald waren sie hinter der obern Ecke des Gäßchens verschwunden.

Andres hatte oben von seinem Ast aus den ganzen Spektakel mit angesehen. Er wunderte sich, wie der Kaspar solche Angst vor dem Hunde haben konnte, mit dem er doch sonst immer so gut freund war. Freilich war einem Fremden nicht anzuraten, mit dem Tier zu spaßen; denn so gutmütig es sonst war,

so grimmig wurde es, wenn man es reizte, oder wenn man es auf jemand losheßte.

Es dauerte nicht lange, so kam der Wasser wieder ruhig um die Ecke. Gleich hinter ihm spazierte gemächlichen Schrittes Kaspars Ohm, der Schuhmacher, daher. Er kam von der Kirmes aus dem Nachbardorf. Dort hatte im Wirtshaus ein Bauer mit ihm Streit angefangen. Zwar war die Sache bald wieder ausgeglichen worden; aber dem Meister war doch für heute abend aller Spaß verdorben, und das war die Ursache, daß er, der sonst immer gern bis in die Nacht bei solchen Festlichkeiten blieb, diesmal es vorgezogen hatte, früher heimzukehren. — Eben wollte Andres, der noch immer nichts Schlimmes ahnte, von seinem Aste wieder herunterklettern, als der Hund auch ihn witterte und noch viel wütender als vorher zu bellen anfing.

Der Meister wurde stutzig. Vorhin, als er vom Feldweg aus das Bellen seines Hundes von weitem gehört, hatte er gedacht, der Wasser habe wieder einmal nach seiner alten Gewohnheit Jagd auf eine Katze gemacht. Er hatte ihn daher auch gleich wieder zurückgerufen, ohne deswegen selbst seine Schritte zu beeilen. Von den drei Nußdieben hatte er hinter dem dichten Fliederbusch nichts gesehen.

Jetzt bemerkte er plötzlich da unten auf dem Boden die Menge heruntergefallener Nüsse und oben auf dem Baume den Knaben, der noch den Knüttel in der Hand hielt, mit dem er offenbar die Früchte heruntergeschlagen hatte. Was war da natürlicher, als daß er den da oben für den Nußdieb hielt! Sein Ärger wurde um so größer, als ihm einfiel, daß ihm schon vor einigen Wochen gerade die schönsten Äpfel, noch ehe sie reif waren, von den jungen Bäumchen, die zum erstenmal Früchte trugen, bei Nacht gestohlen worden.

Viele Worte bei solcher Gelegenheit zu machen, das war niemals des Schusters Art gewesen.

„Dich wollen wir schon kriegen, du Halunke!" rief er zum Andres hinauf und drohte ihm mit seinem Knotenstock. Dann schloß er ruhig das Gartenpförtchen in der Nähe auf und trat in den Obstgarten.

Andres in seiner Unschuld wußte gar nicht, wie ihm geschah. Vom Baume herunter zu steigen wagte er nicht; denn die drohende Miene des Meisters und die funkelnden Blicke des Hundes versprachen ihm einen schlimmen Empfang da unten. Verlegen stotterte er seine Entschuldigung her. Ohne die Namen seiner Verführer zu nennen, sagte er, der Meister habe ja selbst befohlen, die Nüsse abzunehmen. Der aber hörte gar nicht auf seine Rede, er hätte sie auch vor dem Bellen des Hundes nicht verstehen können.

„Schon gut, mein Junge, schon gut!" brummte er vor sich hin, „diese Nacht soll dir einmal zeigen, wie den Mäusen das Mausen bekommt!" — Dann trat er zum Nußbaum, zog einen langen Strick aus der Tasche, schlang ihn mit einem Ende durch den Ring am Halsband des Hundes und band mit größter Seelenruhe das andre Ende des Strickes fest um den Stamm des den nächsten Stämmen aus und schritt langsam und gemächlich Nußbaums.

„Paff' auf, Wasser!" sprach er zum Hunde und wies mit dem Finger nach oben. Dann klopfte er sich die kurze Tabakspfeife, die ihm während dieser Exekution ausgegangen war, an durch die dunkeln Laubgänge seinem Wohnhause zu. Bald hörte Andres, wie der Meister seine Haustür öffnete und sie laut hinter sich zuschlug, dann wurde alles still in weiter Runde. Auch der Hund hatte aufgehört zu bellen, der schien es sich jetzt auf seiner

Nachtwache möglichst bequem machen zu wollen. Er streckte sich ins Gras, legte den Kopf auf die Vorderpfoten und schielte nur von Zeit zu Zeit mit drohenden Blicken in die Höhe.

Da saß nun der gutmütige Junge in dem grünen, luftigen Käfig und hatte Zeit genug, seine übereilte Leichtgläubigkeit zu bereuen. An Heruntersteigen war nicht zu denken. So wie er sich nur ein wenig auf dem harten Aste bewegte und die Blätter dazu rauschten, fuhr der strenge Wächter wütend aus dem Grase auf, stemmte beide Vordertatzen gegen den Stamm und zeigte dem Andres knurrend die Zähne. Schon der bloße Gedanke, daß der Schuhmacher ihm etwas Schlechtes habe zutrauen können, war kränkend genug für ihn. Was aber hatte der Mann sonst noch mit ihm vor? Das Geringste, was sich vermuten ließ, war, daß er ihn die Nacht hier würde sitzen lassen. Das war schon eine traurige Aussicht. Aber nun erst am Morgen, was da? Er machte sich die schrecklichsten Vorstellungen, wenn der Schulze dazukäme, wenn er vor allen Leuten im Dorf am Ende dasitzen müßte wie der ärgste Spitzbube am Pranger. Erst jetzt wurde ihm die ganze Schlechtigkeit und Bosheit des Gemüsekaspars klar; viele Reden desselben, die er früher für reine Wahrheit genommen, erkannte er jetzt als lauter Lug und Trug. Der Gedanke daran brachte ihn gegen den schlechten Jungen in einen solchen Zorn, wie er einen solchen bisher noch nie in seinem Leben gegen irgendeinen Menschen gehabt hatte. Wenn nur der Wasser den Kaspar tüchtig gefaßt hätte, als er so feige ausriß, so dachte er bei sich selber, da hätte der Schuhmacher doch wenigstens gesehen, was für einen sauberen Neffen er hat, und der feige Lügner wäre doch seiner Strafe nicht entgangen. Der furchtbarste Gedanke aber war ihm der, was sein Pflegevater dazu sagen würde. Der Müller war ein rechtlicher und braver Mann, aber dabei streng und heftig; es war wohl möglich, daß, wenn er erfuhr, Andres

habe sich zu solchen Dingen hergegeben, er am Ende den Knaben aus dem Hause verstoßen könnte.

Bei so traurigen Betrachtungen schlich dem armen Jungen die Zeit wie eine Ewigkeit hin. Schon fing es an, recht dunkel zu werden. Der Mond, der bisher hell am Himmel gestanden, wurde von den aufsteigenden Wolken immer mehr verdeckt. Noch hörte man von fern das Singen und Lachen der Leute, die von der Kirmes heimkehrten. Jetzt kamen auch von Zeit zu Zeit dicht unter seinem Baum einzelne Bewohner des Unterdorfs vorbei; er erkannte den Schmied, den Schullehrer und einige seiner Schulkameraden. Bei jedem Schritt, den er von neuem hörte, schlug ihm das Herz vor Angst, gesehen zu werden. Sein Sitz war unbequem genug, und doch durft' er sich nicht rühren, sonst wäre der Hund wieder aufgefahren und hätte ihn gleich den Leuten verraten. Das waren qualvolle Stunden.

Allmählich wurde es stiller und stiller und die Nacht pechschwarz. Die Wolken waren heraufgekommen und ergossen sich in einen dichten Platzregen. Bisher hatten noch viele Lichter in den Häusern des Dorfes gebrannt. Jetzt sah er von seinem hohen Sitze, wie ein Licht nach dem andern verlosch. Nur in der Stube des Schusters brannte noch immer die Lampe, und das war sein einziger Hoffnungsstern. Jetzt konnte Andres recht empfinden, wie es den armen kleinen Vögeln in solchem Regen zumute sein muß. Sie haben auch ihr Nachtlager in den Zweigen; aber sie sitzen doch weich in ihren Nesterchen und sind den häufigen Regen gewohnt. — Eine Stunde nach der andern verging. Jetzt kam auch noch ein Sturmwind dazu und rüttelte die Äste des Nußbaums, daß Andres jeden Augenblick fürchten mußte, herunterzustürzen. Die Glocke am Kirchturm schlug zehn Uhr, und er konnte deutlich hören, wie der Nachtwächter im Oberdorfe die Stunde abrief. Bald mußte der mit seinem Hunde nun auch hier

vorbeikommen. Der Gedanke, daß man ihn als Dieb ergreifen könnte, war so schrecklich für ihn, daß er beschloß, einen Versuch zum Entspringen zu machen. Er horchte auf. Der Wasser, ganz vom Regen durchnäßt, schien in seinem Amtseifer etwas abgekühlt. Andres glaubte, ihn schnarchen zu hören. Der Augenblick schien günstig. Er wollte leise bis an das äußerste Ende seines Astes klettern und von dort, wenn auch mit Lebensgefahr, auf die Straße springen. Wachte der Hund dann auch auf, so konnte er ihm doch nicht nachsetzen, er war ja an den Baum festgebunden.

Schon rutschte der Knabe vorwärts auf seinem Aste, zwar rauschten dabei Zweige und Blätter; aber Regen und Wind rauschten noch stärker. Gottlob! der Hund rührte sich nicht, er schien fest zu schlafen. Jetzt brach der Mond wieder durch die Wolken, noch einmal sah Andres sich um, ob er auch den Nachtwächter schon kommen sähe. Da war es ihm, als käme jemand das Gäßchen herunter. Offenbar war es kein Erwachsener, das war deutlich zu erkennen. Bald ging der Ankommende ein paar Schritte vorwärts, bald blieb er stehen und sah sich um, endlich aber schlich er nach dem Zaun des Obstgartens hin.

Andres hielt den Atem an, er bog das Laub vor sich zurück, und siehe da: es war der Kaspar. Der hatte bei der Flucht seine Mütze liegen lassen, und seine Jacke, die er vorhin über den Zaun gehängt, war in den Garten gefallen. Damit nun der Schuhmacher diese am Morgen nicht fände und ihm dabei auf die Schliche käme, mußte Kaspar sie wohl noch jetzt abholen. Außerdem wußte er nicht, was er seinen Eltern sagen sollte, wenn sie noch heute danach gefragt hätten.

Daß der Andres noch immer auf dem Baume saß, das konnte er unmöglich denken. Er suchte und suchte am Zaun herum. Endlich beim Mondlicht sah er, daß der Wind das Wams weit

in den Obstgarten fortgeweht hatte; es blieb also nichts übrig, als hinüberzuklettern. Das war auch bald geschehen.

Schon hatte Kaspar die Jacke gefunden, eben streckt er die Hände danach aus; aber in demselben Augenblick fährt auch der Wasser hinter einem Brombeerbusch hervor mit wütendem Gebelle. Kaspar, besinnungslos vor Schreck, läuft zuerst dem Zaune zu, da kann er nicht weiter, die Beine versagen ihm den Dienst. Schreiend drückt er sich gegen den Zaun. Der Hund setzt ihm die Vordertatzen auf die Brust; noch konnte er mit den Zähnen den Knaben nicht fassen; denn der Strick hielt noch eben seinen

Kopf eine Spanne weit von dem Leibe desselben entfernt. Um so größer aber wird die Wut des Tieres. Heulend und zähnefletschend zerrt es an dem Stricke, der es hält, seine Augen funkeln im Mondlicht, mit den Tatzen zerkratzt es dem Kaspar die Brust, und wehe diesem, wenn der Strick zerreißen sollte oder durch das gewaltige Zerren des Hundes locker würde! Gegen den Zaun geklemmt, kann der Knabe ans Fliehen nicht denken. Die Hände hoch erhoben, schreit er in Todesangst um Hilfe.

Da erkennt Andres oben im Baume die Gefahr, in der der Kaspar schwebt. Sogleich vergißt er jeden Groll und die eigne Gefahr. Er will, er muß den Unglücklichen retten. Von Zweig zu Zweig schwingt er sich herunter, bis er mit einem Sprunge die Erde erreicht. Er greift in den Strick, an dem der Hund zerrt, zieht ihn um den Baum und hängt sich mit Leibeskräften daran, so daß das Tier, vom Halsbande gewürgt, wohl ein paar Schritte vom Kaspar zurückgezogen wird.

„Jetzt lauf!“ schreit er dem Buben zu. Der bekommt wieder Mut, läuft auch blindlings in den Garten hinein, stolpert aber bald über einen Stein und fällt zu Boden. Der Hund sieht es; mit erhöhter Wut nimmt er einen Anlauf. Der Strick gleitet dem Andres aus der Hand, und der Knoten, mit dem er um den Baum geschlungen war, löst sich durch den heftigen Ruck. Noch einmal faßt Andres in eine zweite Schlinge des Strickes, um das Tier zurückzuhalten; aber unglücklicherweise verwickelt er sich mit Hand und Fuß darin; durch den Strick zu Boden gerissen, wird er vom Hunde durch den Garten mitfortgeschleift. —

Aber der Kaspar hatte sich indes aufgerafft und war dem Hause des Schusters zugelaufen. Über den Zaun zurückzuklettern hatte er in der Angst nicht gewagt. Das furchtbare Geschrei und das Gebell des Hundes hatte indes der Schuster gehört. Schnell ergriff er seine Hundepeitsche und sprang dem Kaspar

schon dicht bei der inneren Gartenpforte entgegen. Heulend vor Angst stürzte der Fliehende auf ihn zu, umklammerte ihn und suchte hinter seinem Rücken Schutz. „Er frißt mich! er frißt mich!“ Mehr konnte der Knabe nicht herausbringen. Aber indem ist auch schon das wütende Tier da.

Ein paar tüchtige Peitschenhiebe auf den Kopf und die gewaltige Stimme seines Herrn brachten den Hund schnell zur Besinnung, winselnd duckte er sich auf den Boden nieder. Aber die Nachbarn waren auf den Lärm herbeigelaufen, bald erschien auch der Nachtwächter mit seiner Laterne. Man leuchtete dem Kaspar ins Gesicht, und der Schuhmacher war nicht wenig erstaunt, seinen eignen Neffen zu erkennen. „Also du bist der Nußdieb?“ fuhr er ihn an. „Aber bin ich denn betrunken? Erst hab' ich doch den Andres auf dem Baume gesehen!“ Der Kaspar konnte kein Wort hervorbringen.

„Aber da liegt ja noch einer im Grase!“ rief der Nachbar. „Licht her! flink! flink! — der scheint ja tot zu sein. — Der ist ja an dem Strick von dem Hunde festgebunden,“ rief ein andrer. „Rasch ein Messer her, daß man ihn losschneiden kann!“

Alles lief dahin, und man sah den Andres mit Blut und Schmutz bedeckt im Grase liegen; er regte sich nicht. Bei näherer Besichtigung hatte er eine große Wunde am Kopfe. Er war nämlich, indem der Hund ihn fortgeschleift hatte, gegen einen Stein geschleudert worden, und dadurch hatte er die Wunde erhalten.

„Das ist Müllers Andres!“ — „Um Gottes willen, wie ist das gekommen?“ — „Der arme Junge!“ — „Solch braves Kind!“ — So schrie alles durcheinander; aber der Schuhmacher drängte sich durch die andern, riß dem nächsten Weibe, das bei ihm stand, das Taschentuch aus der Hand, kniete nieder und verband dem Knaben die Wunde.

Der Kaspar wagte erst gar nicht hinzusehen; doch konnte er sich denken, wie das alles so gekommen war. Endlich faßte er sich ein Herz und sah hin. Als er aber das blutige, mit nasser Erde bedeckte Gesicht seines Retters erblickte, und eine innere Stimme ihm zurief, daß er schuld sei an dessen Tode, da schauderte er zusammen. Reuevoll warf er sich über den leblosen Körper hin, weinte und schluchzte und rief: „Andres! Andres! bleib leben! Um Gottes willen, bleib leben, damit ich dir abbitten kann!" Aber Andres rührte sich nicht.

„O Gott im Himmel! Er ist tot, und ich bin schuld daran, ich bin ein Lügner, ich bin ein nichtsnutziger Dieb! Ich kann nicht länger leben, ich muß zu ihm, ich muß ihm abbitten!" so jammerte der Kaspar und gestand auf näheres Befragen alles ein, wie es sich zugetragen.

„Fort mit dir!" rief der Schuster und stieß den Kaspar von seiner Seite. „Nachtwächter, nimm den nichtsnutzigen Jungen mit dir, und ihr, Nachbarn, helft mir den Andres in mein Haus tragen."

In der Stube angekommen, suchte man den Leblosen wieder zu sich zu bringen. Bald gelang es auch. Es war nur eine leichte Ohnmacht gewesen, die ihn eine Zeitlang betäubt gemacht hatte. Auch die Kopfwunde war unbedeutend und lange nicht so tief, als man anfangs geglaubt hatte. Schon frisches Wasser allein reichte hin, den Knaben bald wieder gesund zu machen.

„Ist der Gemüsekaspar denn auch wirklich nicht vom Hunde gebissen worden?" Das waren die ersten Worte, die Andres sprach, als er zur Besinnung gekommen war. Man sagte ihm, er sei unbeschädigt, er habe alles eingestanden und werde morgen den Lohn für seine schlechten Streiche schon empfangen.

Da bat Andres so innig, man möge ihm doch den einzigen Gefallen tun und dem Kaspar die Strafe erlassen. Er meinte,

die Todesangst, die dieser erlitten, als der Hund ihn anfiel, sei doch wohl Strafe genug für sein Vergehen.

Gern erfüllte man die Bitte des gutmütigen Knaben und ließ den Buben für diesmal frei. Auch der Josef und Heinrich kamen noch auf die Fürsprache des Verwundeten mit leichten Strafen davon. Andres selbst aber nahm das Erlebte sich zur Warnung. Von jener Zeit an traute er keinen Schmeicheleien mehr und ließ sich nicht wieder wie früher zu schlechten Dingen mißbrauchen. Aber bei alledem blieb er gefällig und freundlich gegen jedermann, und war er einmal überzeugt, daß die Sache, zu der man ihn aufforderte, eine gute und gerechte sei, so war er der erste, wenn es galt, zu handeln und andern beizustehen.

Rob. Reinick.

Der wundersame Esel.

Ein armer Glashändler wollte eines Tages mit einer Hucke Scheibenglas auf dem Rücken über das Riesengebirge wandern.

Als er unterwegs von der schweren Last müde ward und ein wenig ausruhen wollte, setzte er sich auf einen runden Baumklotz. Aber die Rast dauerte nicht lange, denn als er gerade in der besten Ruhe war, rollte plötzlich der Klotz unter ihm weg, so daß der erschrockene Mann zu Boden schlug und das ganze Glas kurz und klein in Stücke brach.

Eine gute Weile stand der Arme ratlos da, betrachtete die Scherben, bejammerte sein Elend und verwünschte den Block, der die Ursache seines Unglücks war.

Da kam des nämlichen Weges ein reisender Gesell, der ihn fragte, ob das der rechte Weg sei nach der Glashütte zu Schreiber-

hau und was ihm fehle, daß er gar so bekümmert aussehe. „Ich habe Ursache genug," versetzte jener und erzählte den ganzen Verlauf, wie der tückische Block ihn ins Unglück gestürzt und er jetzt weder Mittel noch Wege wisse, sich und die Seinigen ehrlich zu nähren.

Der andre hörte der Erzählung des Glashändlers aufmerksam zu, beklagte ihn und sagte: „Wahrhaftig, Ihr habt's nicht gut getroffen; aber auf der Wanderschaft muß man gefaßt sein, allerhand Mißgeschick zu begegnen. Dafür lernt man auch manch nützliches Stück. Also gebt Euch zufrieden; wenn Ihr meinem Rate folgt, will ich Euch helfen, daß Ihr wieder zu Eurem Gelde kommt."

Der Mann, dem es bereits schwante, daß er es mit dem Geiste des Riesengebirges zu tun habe, war zu allem Rechten bereit. „Nun gut," wies ihn Rübezahl an, denn der war es wirklich, „seht Ihr dort am Baum den Esel stehen? Nehmt ihn und führt ihn in das nächste Dorf zu dem Müller. Der Geizhals ist ein Freund von Eseln, er braucht einen und hat auch Geld genug, ihn zu bezahlen. Darum verkauft das Tier nicht unter zehn Reichstalern!"

Der Glashändler bedankte sich vielmals, band den Esel los und trieb ihn in das bezeichnete Dorf zum Müller. Das war ein karger Mann, der sich überdies unter den Klugen der Klügste dünkte und stets vorher wußte, wieviel Wasser des andern Tages übers Rad laufen werde. Als der den Esel sah, gefiel er ihm wohl und nach vielem Feilschen wurden sie über zehn Reichstaler einig. Der Glashändler führte den Grauschimmel in den Stall, erhielt seine Zahlung und machte sich auf die Beine.

Nach einer Weile besah der Müller den Esel, der ihm seiner Größe und Stärke nach eine vortreffliche Erwerbung schien, ging wieder in die Mühle und sagte zu seinem Knechte: „Der Bursche

ist sein Geld wert; bring ihm ein Bündel Heu vom Boden, er wird hungrig sein." Als aber der Knecht dem Befehle nachkam, begann der Esel plötzlich zu sprechen und sagte deutlich: „Ich fresse kein Heu, sondern lauter Gebratenes und Gebackenes." Als das der Knecht hörte, erschrak er nicht wenig, sprang in die Mühle und erzählte seinem Herrn, daß er einen Esel gekauft habe, der sprechen könne.

Da lief der Müller eiligst in den Stall, um das Wunder zu hören. Aber diesmal kam er zu spät; denn der Esel war über alle Berge und mit ihm zehn Reichstaler — auf Nimmerwiedersehen.

Nach Hermann Kletke.

Das arme Mäuschen und der dumme Fox.

Ach es war eine schreckliche Geschichte, die das arme Mäuschen erlebt hat. Heute noch zittert es am ganzen Körper, wenn es daran denkt, und nur nachts, wenn alle Menschen und Hunde im tiefsten Schlafe liegen, kommt es aus seinem Versteck auf die Straße, um sich etwas Futter zu suchen.

Nun möchtet ihr gar zu gern wissen, was passiert war. — Na, dann hört zu: Im Herbst, als es kalt wurde, und es draußen nichts mehr zu fressen gab, lief das Mäuschen vom Felde in die Stadt, um sich dort eine Winterwohnung zu suchen. Weil es aber sehr ängstlich war, ließ es erst die Nacht heraufziehen, und dann drückte es sich furchtsam an den Häusern hin. Die gepflasterten Straßen, die hellen Laternen und die glänzenden Fensterscheiben hatte es noch nie in seinem Leben gesehen. Überall gab es nur Mauern, kein einziges Schlupfloch für das arme Ding. Daran hatten die Sperlinge gewiß nicht gedacht, als sie im Sommer auf dem Weizenacker zu Besuch waren, und vom Stadtleben erzählten. Aber das dumme Mäuschen hatte auch nicht überlegt, daß die Spatzen fliegen können und die Mäuse nicht.

Endlich aber hatte es doch Glück! — Da war ein Fenster in der Mauer, ganz tief an der Erde, und als das Tierchen näher kam, sah es auch, daß das Fenster offenstand. Husch! schlüpfte es hinein und war im Keller. Da lagen Kartoffeln, die beschnüffelte es aber nur mit seinem spitzen Näschen, denn die mochte es nicht gern, und knabberte nur daran, wenn es sehr großen Hunger hatte. Aber dort, dort lag was Gutes! Äpfel! Die waren schon eher etwas für seinen Magen.

„Hu! — wie gut!“ piepte es und hatte gleich einen Apfel angebissen.

Auch Speck, Würste und sogar ein Schinken hingen da. Aber ach — leider an großen Haken, weit von der Wand ab unter der Decke.

„Schade, schade,“ piepte es, „daran kann ich nicht. Die hängen zu hoch und riechen doch am allerbesten. Wenn sie nur nicht so weit von der Wand wären! Ich kann mich aber strecken, soviel ich will, ich erreiche sie doch nicht.“

Dabei stellte es sich auf seine kleinen Hinterbeine und schnüffelte nach oben. Dann huschte es weiter. — Dort stand auch ein Topf, der war aber leider zugebunden und so glatt, daß es nicht hinaufklettern konnte. Er roch auch nicht gut für ein Mäuschen.

„Puh! — wie sauer! Das ist doch nichts für mich,“ dachte es und lief weiter.

Da stieß es mit seinem Näschen an etwas Festes.

„Au!“ piepte es und guckte in die Höhe. Eine Kiste! Mit großer Geschwindigkeit kletterte es daran hinauf und guckte hinein. Da lagen wollene Lappen und Stroh.

„Das gibt eine Wohnung, das ist prächtig!“ rief es und machte sich gleich an die Arbeit. Es zernagte mit seinen spitzen Zähnchen die Lappen und das Stroh, setzte sich hinein und drehte sich so lange darin herum, bis das Nestchen rund war. Dann richtete es sich gemütlich ein und war ganz zufrieden. — Aber bald wollte es auch gar zu gern etwas von der Welt kennen lernen. Es faßte Mut und schlüpfte durch ein Loch in der Türe. Da kam es auf einen dunkeln Vorplatz, und dann, dann war da eine Türe, die stand offen, und dahinter war es ganz hell.

„Das ist die Welt,“ dachte das kleine dumme Ding. „Da mußt du hin,“ und husch! ging's hinein in einen großen hellen

Raum. Für ein Mäuschen war das die Welt, für uns Menschen nur eine große helle Küche mit blanken Töpfen und Tellern.

„Ist das aber schön auf der Welt!“ dachte das Tierchen. „Hu! wie da alles glänzt! So etwas habe ich ja noch niemals gesehen!“

Dabei lief es vorsichtig weiter. Aber, herrje! da saß etwas! Ein merkwürdiges Ding, ganz gewiß hundertmal so groß als das Mäuschen, und hatte zwei glänzende Scheiben vor den Augen. Beinahe so wie die Fenster auf den Straßen, vor denen es so große Angst gehabt hatte.

Das Tierchen konnte sich vor Schrecken gar nicht rühren, sondern blieb still im Eckchen sitzen, denn es wußte auch vor Angst die Türe nicht wieder zu finden, zu der es hereingekommen war. Da saß es nun wie ein graues Klümpchen. Nur das Schwänzchen hatte es ausgestreckt, und daran erkannte es die Lene, die Köchin. Sie war mit ihrer Arbeit fertig, alles blink und blank, und nun hatte sie ihre große Brille aufgesetzt und stopfte Strümpfe.

„Ei, ei, wen haben wir denn da? — Ich soll wohl Besuch bekommen?“ rief sie vergnügt, denn sie war sehr gutmütig, und hatte Tiere lieb. „Nur immer näher! Solch kleinen Gesellschafter kann ich gerade gebrauchen, ich bin doch so viel allein!“ Dabei warf sie dem Mäuschen ein Stückchen Brot hin.

Das rührte und regte sich aber nicht, es fürchtete sich gar zu sehr.

„Komm nur näher, kleiner Langschwanz, dir braucht nicht bange zu sein!“ rief die Lene wieder. „Nur auf den Tisch und in den Schrank darfst du mir nicht geraten, und Tassen und Teller schmutzig machen. Und deine vielen Verwandten kann ich hier nicht gebrauchen, hörst du? Sonst aber kannst du hier bleiben und ich will dich füttern.“

Das Mäuschen konnte zwar nicht verstehen, was die Lene sagte, aber bald merkte es doch, daß es lauter gute Sachen waren, die sie ihm schenkte. Da fürchtete es sich denn nicht mehr.

Als es wieder einmal zu Besuch kam, lachte die Lene ihm entgegen:

„So, jetzt weiß ich auch, wo du im Keller deine Wohnung hast! — Da war es doch gut, daß ich das alte rote Tuch in der Kiste vergessen hatte, sonst hättest du kein so schönes weiches Nest machen können."

Aber im Hause war auch noch die Betti, das Zimmermädchen und der Fox, der böse Hund. Beide konnten das Mäuschen nicht leiden, und hätten es gar zu gerne gefangen, wenn sie sich nicht vor der Lene gefürchtet hätten. — Eine lange Zeit ging es dem kleinen Ding gut. Aber eines Tages, es war schon Neujahr gewesen, brachte der Postbote der Köchin einen Brief, darin mußte eine sehr traurige Nachricht stehen, denn die Lene hatte ganz rotgeweinte Augen, als sie mit Lesen fertig war.

Ihre alte Mutter lag zu Hause sehr krank im Bette, und wollte die Lene noch einmal sehen, ehe sie zum lieben Gott in den Himmel ging. Da mußte die Köchin denn schnell nach Hause reisen, und die Betti sollte kochen, bis wieder eine neue Köchin da war.

„Warte nur, jetzt stelle ich die Falle, damit das häßliche, langschwänzige graue Ding aus dem Hause kommt," sagte Betti. „Und wenn ich es gefangen habe, schenke ich es dem Fox, der wird schon damit fertig werden."

Fox, der alles mit anhörte, wedelte vor Freuden mit dem Schwanze.

Am Abend stellte das böse Mädchen wirklich die Falle in die Küche, machte das Türchen auf und steckte ein Stückchen Speck hinein. Dann ging es zu Bett.

In der Nacht kam das Mäuschen.

„Hu, Speck!“ flüsterte es, schlüpfte in die Falle und berührte mit dem Schnäuzchen den Speck. Schwapps! fiel die Falle zu.

„Siehst du wohl!“ rief am andern Morgen die Betti, als sie in die Küche kam, um den Kaffee zu kochen, „jetzt bist du gefangen, jetzt bekommt dich der Foxel!“

Das Mäuschen saß in der Ecke der Falle und guckte die Betti mit seinen runden Äuglein traurig an, als ob es sagen wollte:

„Was habe ich dir denn getan, daß du so böse auf mich bist?“

Aber die Betti verstand das nicht, sie hatte kein gutes Herz für Tiere, und deshalb konnte sie auch ihre Sprache nicht begreifen.

„Fox, Fox!“ rief sie so laut sie konnte, und da war er auch schon. Aber er konnte es gar nicht abwarten, bis die Betti die Falle aufgemacht hatte, er packte sie fest zwischen seine Zähne und lief damit auf die Straße und über den großen Platz. Zum Glück für das Mäuschen war der Draht an der Falle sehr stark, so daß er mit seinen scharfen Zähnen nicht an das arme Tierchen kommen konnte. Aber ganz entsetzliche Angst mußte das kleine Ding doch ausstehen.

„Wenn er mich nur nicht frißt! Wie schrecklich ist sein heißer Atem, und wie lechzt er mit der Zunge! Wenn ich mich doch nur retten könnte!“ stöhnte es. Aber niemand brachte ihm Hilfe. Im Gegenteil, alle Menschen, denen der Fox mit der Falle im Maule begegnete, lachten. Keiner dachte daran, wie sehr das Mäuschen gequält wurde.

„Foxel, Foxel komm, komm, ich mache auf!“ rief ihm jemand zu und wollte die Falle fassen, aber da knurrte der Hund

und sträubte sein Haar. Der Herr aber mußte doch wohl an den Griff der kleinen Türe gekommen sein. Die Klappe ging auf, und das Mäuschen stürzte heraus. Es lief, so schnell es konnte, über den großen Platz! Dort, dort war ein Bretterzaun, über den konnte es flüchten. Dahinter hatten die Menschen ein großes Haus abgebrochen, und unter den alten Steinen fand es Platz, sich zu verstecken. Gott sei Dank, es war gerettet!

„Fox, Fox!" riefen die Leute noch lange. „Dummer Kerl, das Tier ist ja fort. Fox, Fox, lauf doch hinterher!"

Aber der Hund hörte nicht darauf. Stolz trug er seine leere Falle noch eine ganze Weile auf der Straße spazieren.

„Habe ich es gut gemacht? — Seht doch, was ich habe," drückte er sich an die Menschen, denn von dem Festhalten mußte ihm zuletzt das Maul weh tun, und er wollte die Falle endlich los sein. Sie nahmen ihm dieselbe ab, und da merkte er endlich doch, daß sie leer und das Mäuschen fort war.

Da schlich er kleinlaut nach Hause und brachte die Falle zu der Betti.

Das Mäuschen aber ist nie wieder in ein Haus gegangen, hat sich lieber kümmerlich auf der Straße ernährt, und will, wenn es draußen wärmer wird, wieder auf das Feld ziehen.

Johanna von Gosen.

Das Ruprechtsloch am Großen Otter.

Tiefer Waldfriede breitet sich über den Großen Otter, eine stattliche Bergkuppe des Semmeringgebietes. Dort gebot in grauer Vorzeit König Otter in seinem prächtigen Schlosse über die weitgestreckten Lande. Als er alt geworden, verließ er die

Burg auf sturmumtobter Felszinne und zog mit seinem Gefolge hinab in die geheimnisvollen Höhlen des Berges. Dort führt er sein freundenreiches Leben weiter, hält festliche Gelage, deren Lärm die Talbewohner in stillen Nächten durch die Bergwände tosen hören, und unternimmt nächtliche Ausflüge in die Forste des Sonnwendsteins.

An der östlichen Lehne des Berges tut sich der schwarze Rachen des Ruprechtsloches auf, einer gähnenden Steilschlucht, die wohl der Eingang ist zu König Otters unterirdischem Zauberreiche.

Einmal wollte ein Mann aus der Ottergegend wissen, wie es da unten im Ruprechtsloch aussehe, und ließ sich von zwei Freunden hinunterseilen. Schon war er ein ziemlich langes Stück in den finstern Schlund hinabgekommen, da wandelte ihn die Furcht an und laut rief er, ihn hinaufzuziehen. Durch den von den Wänden vielfach zurückgeworfenen Schall erschreckt, ließen die Freunde das Seil los und liefen davon. Der Mann stürzte hinab auf den Boden der Höhle und blieb dort bewußtlos liegen. Als er wieder zu sich gekommen war, irrte er suchend umher, um einen Ausweg zu finden. Schon hatte er alle Hoffnung, aus der Höhle zu kommen, aufgegeben, als plötzlich ein Bergmännchen vor ihm stand und ihn fragte, was er wolle. Vor Angst und Schrecken am ganzen Leibe zitternd, gestand der Verirrte seine Not und bat das Bergmännchen, ihn wieder an die Oberwelt zu bringen. „Folge mir," sagte das dienstfertige Männchen, „aber achte genau, wohin ich trete!" Der Mann folgte genau der Weisung. Als sie schon eine geraume Weile gewandert waren, kamen sie zu einer Kegelbahn der Bergmännchen. Kegel von lauterem Silber waren da aufgestellt und eine goldene Kugel lag dabei. „Wenn du uns die Kegel aufsetzt," meinte der Zwerg, „kannst du dir einen davon auswählen und mitnehmen." Der

Mann ging auf den Vorschlag ein, und als die Männchen ihr Spiel beendet hatten, nahm er sich den größten Kegel, wie ihm erlaubt worden war. Nun führte ihn sein Begleiter wieder weiter, bis sie zu einem großen Tore an der Ostseite des Berges gelangten. Der Mann wollte danken, aber das Bergmännchen sagte: „Wenn du dich dankbar erweisen willst, so bringe mir ein Geschenk von der Oberwelt." Auf die Frage des Mannes, was ihm am liebsten wäre, erbat er sich „Weintrauben und Rosinen". Das Tor schloß sich hinter ihm und der Zwerg war verschwunden. Hocherfreut beeilte sich der Gerettete, die erbetenen Gaben zu bringen. Als er mit denselben beim Tore ankam, erinnerte er sich, daß er vergessen hatte zu fragen, durch welches Sprüchlein man das Tor öffnen könne und mußte unverrichteter Sache wieder fortgehen. Es war finster und nebelig geworden und er fühlte, wie sein Gewand immer schwerer wurde, was er dem Feuchtwerden durch den herabrieselnden Nebel zuschrieb. Zu Hause angekommen, sah er aber, daß sein Gewand über und über mit Goldtropfen bedeckt war.

Nach Heinrich Mosse.

Das Zauberpferd.

Vor vielen, vielen Jahren regierte über das Land Persien der König Sabur, welcher durch seinen Reichtum und seine Mildtätigkeit, sowie durch seine Liebe zu den Wissenschaften und Künsten weit und breit bekannt war. An seinem Hofe, in der Residenz Schiras, versammelte er deshalb alle Weisen und Künstler des Landes und hörte ihren Gesprächen gerne zu. Jährlich wurde beim Beginne des Frühlings ein großes Fest gefeiert,

wobei die gelehrten Männer öffentlich Reden hielten und die geschicktesten Leute des In- und Auslands ihre neuen Erfindungen dem König vorführen mußten. — Wieder wurde jene beliebte Festlichkeit abgehalten und Sabur saß auf einem Throne, der im Freien auf einem großen Platz errichtet war. Er hatte manchem Künstler und manchem Gelehrten für treffliche Arbeiten kostbare Geschenke gemacht und schickte sich an, das Fest zu verlassen, als zuletzt noch ein alter Indier vor ihm erschien, der ein gesatteltes und prächtig aufgezäumtes Pferd herbeiführte. Wer es nicht näher ansah, mußte es für ein lebendiges halten, so natürlich sah es aus, aber es war aus köstlichem Ebenholz gebaut. Der Verfertiger sprach zum König:

„Herr, ich bin zwar der letzte, der Euch sein Kunstwerk zu zeigen gedenkt, aber ich glaube nicht, daß Ihr heute schon etwas Wunderbareres gesehen habt, als dieses Pferd."

„Das Pferd ist einem natürlichen täuschend ähnlich," war die Antwort, „aber ich glaube, daß auch andre ein solches verfertigen können."

„Der Hauptwert an dem Pferde wird Euch sofort einleuchten," sagte der Indier, „wenn ich Euch mitteile, daß man auf meinem Rosse durch die Luft reiten kann, wohin man Lust hat. Wenn Eure Majestät es wünschen, kann ich sofort eine Probe damit anstellen."

Der König war es zufrieden, und der Indier schwang sich in den Sattel. „Bestimmt, wohin ich das Roß lenken soll!" sprach er. „Reite bis zu jenem Berge, den man von hier aus erblickt," sagte der König. „Es ist drei Stunden dahin. An seinem Fuße wirst du eine Palme sehen; von dieser bringe mir einen Zweig." Kaum hatte der Herrscher ausgeredet, da drehte der Reiter einen Wirbel am Halse des Pferdes, und augenblicklich erhob sich dasselbe in die Lüfte und führte seinen Herrn mit

Blitzesschnelle davon. Nach wenigen Augenblicken hatten es die Zuschauer aus den Augen verloren, und alt und jung jauchzte vor Erstaunen. Der Indier war noch keine Viertelstunde fort, als er hoch oben in der Luft aufs neue erschien, einen Palmzweig in der Hand haltend. Er tummelte sein Pferd unter dem Beifallsruf der Versammelten und senkte sich dann langsam herab bis vor den Thron des Königs.

Dieser war ungeheuer freudig erregt. „Das Kunstwerk mußt du mir verkaufen, und soll ich dir eine ganze Provinz meines Landes dafür geben," rief Sabur.

„Königlicher Vater und Herr," unterbrach ihn jetzt der Prinz Firus. „Ihr habt noch nicht versucht, ob auch andre das Pferd zu gleichen Künsten veranlassen können. Wenn dies nun nicht der Fall wäre, würde der Preis dafür gewiß zu hoch sein."

„Du hast recht, mein Sohn," erwiderte der Fürst; „wir müssen es erst einmal selbst probieren. Es wäre mir lieb, wenn du einen Versuch mit dem merkwürdigen Pferd anstelltest."

Der Indier fühlte sich sehr geschmeichelt durch den Wunsch des Königs und trat hilfreich herzu, um dem Prinzen Firus den Steigbügel zu halten. Der Prinz saß aber schon oben, ließ sich den Wirbel zeigen, der die Maschinerie in Bewegung setzte, drehte daran, und heidi! ging es in die blaue Luft empor, immer höher und höher, so daß die Zuschauer bald nur noch ein kleines Pünktchen über sich erblickten; kurz darauf war er aller Augen verschwunden. Der König schaute noch immer nach der Richtung, wo der Reiter unsichtbar geworden war, als der Indier sich ihm zu Füßen warf.

„Majestät!" rief er, „ich hoffe, Ihr werdet nicht mir die Schuld geben, wenn dem Prinzen ein Unfall zustößt. Ihr waret selbst Zeuge von der Eile, mit welcher derselbe aufs Pferd sprang

und die Schraube drehte. Er hat mir nicht Zeit gelassen, ihn zu unterrichten, wie man das Roß lenkt und es zwingt, wieder zur Erde herabzusteigen. Sollte ihm etwas geschehen, so bitte ich Eure Majestät, nicht zu vergessen, daß ich unschuldig daran bin."

Der König, welcher seinen lieben Sohn alle Augenblicke zurückerwartete, war ganz erschrocken über diese Rede und sah auf einmal, welch böse Folgen das Wagnis für den Prinzen haben könnte. Sein Unmut aber richtete sich gegen den Indier, der umsonst seine Unschuld beteuerte. Er ließ ihn in Fesseln legen mit dem Bemerken, wenn dem Prinzen ein Unglück zustoßen würde, solle er es mit dem Leben büßen. Das Frühlingsfest war dadurch unterbrochen und voll Sorgen und trüben Ahnungen kehrte der König Sabur in sein Schloß zurück.

Unterdessen war Prinz Firus so hoch emporgeflogen, daß er Berge und Täler, Städte und Dörfer unter sich nicht mehr erkennen konnte. Jetzt dachte er, sei es Zeit, umzukehren. Rasch faßte er den Wirbel — aber das Tier gehorchte nicht, sondern eilte lustig weiter und weiter durch die Luft. Das war ja ein ganz toller Spaß, und dem Reiter ward es recht unbehaglich da oben zumute. So meinte er es nicht. Er sah ein, daß er einen großen Fehler begangen, indem er so voreilig sich dem Wunderding anvertraut hatte, ohne seine Leitung näher kennen zu lernen. Aber der junge Prinz verlor deshalb den Kopf nicht. Wenn es einen Wirbel gab, der das Pferd zum Fliegen brachte, so mußte es auch etwas geben, was das Weiterfliegen hemmte. Und richtig! nach einigem Suchen entdeckte der unfreiwillige Reiter einen zweiten Wirbel an der entgegengesetzten Seite. Schnell drehte er ihn, und siehe da, das Pferd begann langsam herabzusinken.

Oben hatte der Reiter noch die Sonne erblickt, aber für die Bewohner der Erde war sie schon untergegangen. Deshalb konnte

der Prinz nicht mehr unterscheiden, ob unter ihm Wald, Meer oder bewohntes Land sich befand. Er überließ es darum ruhig dem Schicksal, wo er landen würde. Endlich hielt das Pferd an und stand auf festem Boden. Es mußte nach dem Stande der Sterne ungefähr Mitternacht sein. Der Prinz stieg langsam ab und untersuchte, wo er sich augenblicklich befand. Nicht allzulange war er im unklaren: er stand auf dem Dach eines Gebäudes, welches ein großer Palast zu sein schien. Bald entdeckte er auch eine Treppe, die ins Innere führte, und stieg nun dieselbe leise hinab. Er kam an eine angelehnte Tür, und als er dieselbe vorsichtig öffnete, sah er in einen schwach erleuchteten Saal. Darin lagen zu beiden Seiten schlafende schwarze Männer, jeder einen blanken Säbel neben sich. Nun wußte der Eindringling, wohin er geraten. Es war dies allerdings keine angenehme Entdeckung für ihn. Diese Mohren gehörten offenbar zur Leibwache einer Sultanin oder Prinzessin, und er befand sich im Vorzimmer zu deren Schlafgemach. Bei dem geringsten Geräusche konnten sie ja aufspringen und ihn in Stücke hauen!

Aber der Prinz Firus besaß Mut. Er bemerkte, daß am andern Ende des Saales durch einen seidenen Vorhang Licht schimmerte und so dachte er sich nun: dort wird sich jedenfalls die Gebieterin befinden und du willst dich an sie selbst wenden und ihren Schutz erflehen. Also frisch gewagt!

Leise schlich sich der Prinz zwischen den Schwarzen hindurch, schlüpfte unter dem Türvorhang hinweg und befand sich darauf in einem kleinen Zimmer. Dasselbe war mit königlicher Pracht ausgestattet und enthielt drei Betten. Zwei befanden sich auf dem Fußboden zu beiden Seiten der dritten, etwas erhöhten Bettstatt, die auf kostbaren Teppichen stand. Der Prinz erblickte hier eine junge Prinzessin, welche in ruhigem Schlummer lag und sehr anmutig und mild aussah. Sogleich kniete er neben ihrem Bette

nieder und zupfte sie leise am Gewande. Die Schläferin schlug die Augen auf, und in der ersten Überraschung vermochte sie keinen Laut hervorzubringen. Der Prinz grüßte sie aufs höflichste, nannte seinen Namen, sagte ihr, daß er durch ein höchst merkwürdiges Abenteuer hierhergekommen sei und bat sie um ihren Beistand und Schutz. Sie hörte ihn ruhig an und sagte dann: „Beruhigt Euch, mein lieber Prinz! Ich vermerke es Euch nicht übel, daß ihr hier ohne weiteres eingedrungen seid; was hättet Ihr auch anders tun können! Ihr befindet Euch im Königreich Bengalen, wo Gastfreundschaft und Gesittung ebenso zu Hause sind, als in Persien. Ihr werdet bei uns hinreichend Schutz und Hilfe finden, verlaßt Euch darauf." Die Kammerfrauen waren unterdes auch munter geworden und nicht wenig erstaunt, einen fremden Mann im Zimmer zu sehen. Sie vernahmen von ihrer Herrin, wie er hereingekommen; da die Prinzessin so ruhig sprach, fügten sie sich darein und kamen dem gegebenen Befehle nach, dem Prinzen ein Zimmer anzuweisen. — Niemand war fröhlicher als Firus, welcher Gott dankte, daß sein Abenteuer einen so glücklichen Ausgang genommen. Ruhig schlief er, bis die Sonne schon hoch am Himmel stand.

Als er sich angekleidet, ließ er sich bei der Prinzessin melden und durfte ihr nun alle seine Erlebnisse ausführlich erzählen. Sie zitterte vor Angst, als er beschrieb, wie er nicht gewußt habe, auf welche Weise er sein Roß zur Erde lenken sollte und wo er wohl landen würde. Aus dem innigen Anteil, welchen seine Beschützerin an ihm nahm, ersah der junge Prinz, welch gutes Herz sie haben müßte, und er gewann sie gleich sehr lieb.

Der Palast, in dem sie sich befanden, war ein Lustschloß, welches der König von Bengalen seiner Tochter nicht weit von der Residenz hatte erbauen lassen, damit sie von Zeit zu Zeit die Annehmlichkeiten des Landlebens genießen könne. Nun

wäre es der Prinzessin sehr lieb gewesen, wenn Prinz Firus auch ihrem Vater einen Besuch gemacht hätte, aber wider Erwarten schlug er diese Bitte ab.

„Prinzessin," sagte er, „das geht aus zweierlei Gründen nicht an. Einmal kann der Prinz von Persien dem König von Bengalen nicht so ohne Gefolge, gleich einem Abenteurer, seine Aufwartung machen, und andernteils kann ich es meines guten Vaters wegen nicht tun, welcher in großer Unruhe und Betrübnis über mein ihm noch unbekanntes Schicksal daheimsitzt. Ich muß darum so bald als möglich nach Hause zurückkehren. Dann aber will ich mir die Erlaubnis erbitten, eine Reise an den Hof von Bengalen zu machen, nicht als Unbekannter, sondern als Prinz, und ich hoffe, auch Ihr werdet mir die Gnade gewähren, Euch wieder begrüßen zu dürfen."

„Es muß Euch doch hier gar nicht gefallen," antwortete die Prinzessin, „da Ihr es mit dem Fortgehen so eilig habt. Ich glaube kaum, daß Ihr je wieder hierherkommt. Gesteht es nur!"

Aber dem jungen Prinzen war es gar nicht so ums Herz, als er sagte. Der Aufenthalt gefiel ihm ganz wohl und deshalb versprach er denn, noch einige Zeit zu verweilen, wenn es ohne jede Gefahr für ihn geschehen könne. Die Prinzessin ließ sich gern von ihm über sein Vaterland Persien erzählen, und besonders hörte sie die Beschreibung der Residenz Schiras gerne an; ja sie sprach den Wunsch aus, einmal die Herrlichkeiten dieses großen Ortes selber sehen zu können.

So waren zwei Monate verflossen, als der Prinz ernstlich daran dachte, sich zur Heimreise zu rüsten. So schnell waren ihm die Tage verflossen, und doch wie lange mußte eben dieselbe Zeit seinem alten, sich um seinen Sohn härmenden Vater geworden sein. Das fiel dem jungen Firus schwer aufs Herz. Deshalb erbat er sich nun Urlaub von der Prinzessin und stellte ihr das

Dringende seiner Rückkehr vor. Dem guten Mädchen traten die hellen Tränen in die Augen, denn sie hatte den Prinzen wie einen Bruder liebgewonnen. Der Prinz aber sagte: „Ich werde wiederkommen mit einem Gefolge, das meiner und Eurer würdig ist. Freilich wird die Reise länger dauern auf gewöhnlichen Pferden. Ja, könnte ich für meine Begleiter lauter solche Zauberpferde beschaffen, dann erschiene ich schon in ganz kurzer Zeit vor Euch und Eurem Herrn Vater."

„O, wenn wir doch zwei Zauberpferde hätten," antwortete sie mit niedergeschlagenen Augen, „damit ich Euch begleiten könnte!"

„Ist's wahr, Prinzessin, wollt Ihr das?" rief der Prinz freudestrahlend.

„Ich möchte gar zu gern Euer Vaterland und dabei recht viel Neues sehen und kennen lernen, und Euch würde ich mich gern anvertrauen, denn Ihr seid ein braver, ritterlicher Prinz."

Firus war glücklich über diese Worte und sprach: „Prinzessin, wenn Ihr mich begleiten wollt, und es Euch glücklich machen würde, immer an meiner Seite zu leben, so geht meine schönste Hoffnung in Erfüllung. Das Zauberpferd ist groß genug, um uns beide zu tragen, und daß Euch mein Vater bestens aufnehmen wird, dessen könnt Ihr versichert sein. Er wird alsdann eine Gesandtschaft an Euren Vater schicken, um dessen Genehmigung zu unsrer Vermählung einzuholen, und dieser wird sie bei seiner großen Liebe zu Euch gewiß nicht versagen." Da die Prinzessin einwilligte, so wurde die heimliche Abreise auf den nächsten Morgen festgesetzt.

Kurz vor Tagesanbruch, als alles noch im tiefen Schlafe lag, begaben sich beide auf das flache Dach des Palastes. Der Prinz wendete das Pferd nach Abend, stieg hinauf, reichte seiner

Begleiterin die Hand und bat sie, sich hinter ihn zu setzen. Sie hatten beide vollkommen Platz. Jetzt drehte der Prinz den Wirbel, und das Roß eilte mit solcher Schnelligkeit durch die Lüfte, daß Prinz Firus nach ungefähr dritthalb Stunden die Hauptstadt Persiens erblickte, deren Türme und Kuppeln von der aufgehenden Sonne herrlich beleuchtet wurden. Er lenkte das Pferd so, daß er in dem Garten eines königlichen Lustschlosses unweit Schiras zur Erde kam. Hier führte er die treue Reisegefährtin in ein schönes Zimmer und sagte ihr, daß er jetzt zu seinem Vater eilen wolle. Dem Türhüter aber befahl er, sie aufs beste zu bedienen. Dann ließ er sich ein gutes Pferd aus dem Leibstall satteln und ritt mit Blitzesschnelle nach der Residenz des Königs.

Die Leute, welche ihm unterwegs begegneten, erkannten den geliebten Prinzen sofort wieder und begrüßten ihn durch freudige Zurufe. So gelangte er in den Palast. Hier hielt der Sultan gerade eine öffentliche Sitzung, als sein Sohn plötzlich eintrat. Mit Freudentränen umarmte er ihn, denn die Hoffnung, ihn wiederzusehen, hatte er längst aufgegeben, weshalb er mit seinem ganzen Hofstaat bereits Trauerkleider trug. Der Prinz erzählte ihm nun, was er seit seinem so schnellen Aufbruch mit dem Zauberroß erlebt habe und bat zuletzt, der Vater möchte ihm die Verheiratung mit der Prinzessin von Bengalen doch ja gestatten.

Der alte König war so voller Freude, daß er seinem Sohn in diesem Augenblick wohl jede Bitte erfüllt hätte. Er umarmte ihn aufs neue, billigte vollkommen seine Wahl, befahl seinen Großwürdenträgern, sofort die Trauerkleider abzulegen und sich darauf wieder im Schlosse zu versammeln, um der hohen Prinzessin entgegenzugehen. Nun wurde durch Pauken und Trompeten der Anfang großer Festlichkeiten weit und breit bekannt gegeben. Der Sultan ließ jetzt auch den Indier aus dem Ge-

fängnis holen und vor sich führen. Er sagte ihm kurz, er solle seinem Schöpfer danken, daß der Prinz nun wieder da sei. Sein Zauberpferd möge er zurücknehmen und damit gehen, wohin er wolle, nur möge er nie wieder vor des Königs Angesicht kommen.

Während der König Anstalten treffen ließ, die Prinzessin zu besuchen, erfuhr der Zauberer draußen vom Volke, auf welchem Lustschloß der Prinz abgestiegen, und daß er eine junge, schöne Fürstentochter mit sich gebracht habe. Da kam dem bösen Manne blitzschnell ein Rachegedanke für die zweimonatliche, unverschuldete Kerkerstrafe. Er eilte so schnell er konnte nach dem Lustschloß und sagte dem Kastellan, daß er im Namen des Sultans und auf Befehl des Prinzen Firus von Persien käme, um die Prinzessin von Bengalen hinter sich auf sein Zauberpferd zu nehmen und sie durch die Luft zum König zu führen, welcher ihr auf dem Schloßplatz einen festlichen Empfang bereitet habe. Er wurde zur Prinzessin geführt, und diese zögerte nicht, den Wunsch des Prinzen und des Vaters sofort zu erfüllen. Sie bestieg mit dem Indier das Pferd, dieser drehte den Wirbel, und das Tier gehorchte seinem Meister.

Der König und sein Sohn kamen mit großem Gefolge eben die Straße heraufgeritten, als sie zu ihrem Schrecken die Flucht des Indiers mit ansehen mußten. So empört jedermann über den Indier war, konnte man doch rein gar nichts tun, dem Räuber seine schöne Beute wieder abzujagen und ihn tüchtig zu züchtigen. Aber der Prinz mußte sich selbst anklagen, daß er unvorsichtig gewesen, und seine Braut nicht besser beschützt hatte. Er begab sich nach dem Lustschloß und weinte sich in dem Zimmer, wo er die gute Prinzessin zuletzt gesprochen, tüchtig aus. Dem Schloßaufseher, der ihm zu Füßen gefallen war, da er den Tod als Strafe für seine Vertrauensseligkeit erwartete, verzieh er und befahl ihm,

die Kleidung eines Derwisches herbeizuschaffen, aber niemand etwas davon zu sagen.

Der Prinz reiste noch desselbigen Tages in dieser Verkleidung ab, mit dem festen Vorsatz, nicht eher zurückzukehren, als bis er seine Prinzessin gefunden hätte. —

Unterdessen war der Zauberer mit der schönen Prinzessin bis in den Nachmittag hinein durch die Luft geflogen. Er ließ sich erst herab, als er in die Nähe der Hauptstadt von Kaschmir gekommen. In der Nähe eines Gehölzes landete er mit dem Pferde. „Du bist meine Sklavin!" sagte der Indier zur Prinzessin, „und ich kann mit dir machen was ich will; ich kann dich verkaufen oder töten." — „Töte mich," sagte die Geängstigte, „immer töte mich, du elender Räuber, aber führe mich nicht in die schreckliche Sklaverei!" Dabei aber ersah sie einen Augenblick, wo der böse Zauberer mit seinem Pferde beschäftigt war, und wollte ihm schnell entfliehen. Er eilte ihr geschwind nach und hätte sie sicher eingeholt, wäre nicht im selben Augenblick ein Trupp Reiter aus dem Walde gekommen. „Hilfe, Hilfe!" rief das arme Mädchen. Es war der Sultan von Kaschmir, der mit seinem Gefolge von der Jagd kam und verwundert das schöne Mädchen-flüchtigen Fußes auf sich zukommen sah. Aber der Indier streckte schon seine Hand nach ihr aus. „Zurück!" rief der Sultan. „Was hast du mit dem Mädchen vor?" — „Es ist meine Sklavin!" rief der Bösewicht, „welche mir entfliehen will!" — „Geraubt hat er mich, der Schändliche! Glaubt ihm kein Wort; ich bin die Prinzessin von Bengalen und die Braut des Prinzen von Persien!" Dies war für den Sultan genug. Er ließ dem Zauberer, der jetzt zitternd vor ihm stand, augenblicklich den Kopf abschlagen, gab der Prinzessin sein Pferd, bestieg ein andres und führte sie nach seinem Palast, wo er ihr viele Skla-

vinnen zur Bedienung gab. Am nächsten Tage ließ er sich von ihr das seltsame Abenteuer ganz genau erzählen.

Die Prinzessin war über die freundliche Aufnahme sehr glücklich und bat den Regenten des Landes, ihr nun eine sichere Begleitung zu geben, damit sie unangefochten zu ihrem bekümmerten Bräutigam und dessen Vater zurückkehren könnte. Aber daran dachte der Sultan gar nicht. Ihm gefiel die liebliche Prinzessin, und er hatte vor, sie zu seiner Gemahlin zu erheben. Dies sagte er ihr bald. Darüber aber war das vielgeprüfte Mädchen sehr erschrocken. Sie versicherte, daß sie schon einem andern angehöre, weinte und flehte, sie ziehen zu lassen. Bald erschollen Pauken und Trompeten, welche den Anfang der Vermählungsfeier des Sultans mit der bengalischen Prinzessin verkündeten. Ihre Bestürzung war so groß, daß sie in eine tiefe Ohnmacht fiel. Als sie wieder zu sich kam, sah sie ihre Dienerinnen um sich versammelt, welche ihr mitteilten, der Sultan habe befohlen, ihn sogleich zu rufen, sobald sie wieder erwacht sei. Da tat nun das treue und kluge Mädchen etwas, was sie ihrer Meinung nach allein vor dem Sultan retten konnte. Sie stellte sich, als hätte sie den Verstand verloren und sprach allerhand närrisches Zeug, worüber die Frauen sehr erschraken und ihrem Gebieter Mitteilung davon machten. Der König war sehr betrübt darüber. Er trug den Frauen auf, sie aufs sorgsamste zu pflegen und ihn fortgesetzt von ihrem Befinden zu benachrichtigen.

Als sich am folgenden Tage der Zustand der Prinzessin nicht ändern wollte, versammelte der Sultan die Ärzte seines Hofes, um die Kranke zu heilen. Aber die Prinzessin verstellte sich so gut, daß selbst die klügsten Doktoren getäuscht wurden und zuletzt sagten, sie vermöchten hier nichts zu tun. Keine Arznei half. Nun ließ der König einen Aufruf durch das ganze Land

ergehen: wer die Kranke heilen würde, sollte viel Geld und außerdem eine hohe fürstliche Belohnung empfangen. Es erschienen wohl viele der berühmtesten Ärzte, aber alle versuchten ihre Mittel vergeblich. Dadurch aber wurde die Geschichte weit und breit bekannt, und so kam sie auch dem als Derwisch verkleideten Prinzen zu Ohren, welcher gerade Indien durchreiste. Er ahnte sofort, wer die Kranke sei und reiste, so rasch er nur vermochte, nach der Hauptstadt von Kaschmir.

Schon den nächstfolgenden Tag nach seiner Ankunft verkleidete er sich als Arzt und Weltweiser, machte sich ein schwarzes Gewand mit langen Ärmeln zurecht, setzte einen großen Turban auf, färbte seine Augenbrauen und klebte einen langen Bart an. Dann nahm er eine Schachtel voll Sand und ein altes Buch unter seinen Arm; in die eine Hand nahm er einen Stock, in die andre einen Rosenkranz und ging feierlichen Schrittes nach dem fürstlichen Palast. Hier ließ er sich dem Sultan als weitgereisten Arzt melden und erhielt sofort Zutritt. Der Herrscher von Kaschmir ließ ihn zunächst an ein Fenster führen, von wo er die Kranke sehen konnte. Wie schlug sein Herz freudig bewegt, als er seine liebe Braut erblickte, welche gerade ein Lied sang, worin sie ihr unglückliches Los beklagte. Aber der Prinz merkte bald, daß sich die Wiedergefundene in ihrem Zustand nur verstellte. Er ging sogleich zum Sultan und versprach ihm, die Prinzessin zu heilen; doch müsse er sie vor allem einige Minuten allein sprechen. Das wurde ihm gestattet und er benutzte die Gelegenheit, sich der Prinzessin zu erkennen zu geben und sie zu bitten, daß sie sich auf die Abreise mittels des Zauberpferds vorbereiten möge. Auch sollte sie dem Sultan gegenüber, der ihr den nächsten Tag einen Besuch machen würde, so tun, als habe sich ihr Zustand schon ein wenig gebessert. Man kann sich denken, wie glücklich die Prinzessin das unvermutete Wiedersehen, die Hoff-

nung auf Befreiung und die endliche Vereinigung mit ihrem lieben Firus machte.

Als der Sultan sie am nächsten Tag in Begleitung des vermeintlichen Arztes besuchte und die günstige Veränderung an ihr wahrnahm, erklärte er Firus für den ersten Arzt der Welt. Der Prinz benutzte die gute Stimmung des Sultans, sofort in Erfahrung zu bringen, wo sich das Zauberpferd befände. Klugerweise fragte er aber nicht geradezu danach, sondern erlaubte sich nur die Frage, wie es komme, daß die Prinzessin ganz allein an dem Hofe verweile, so fern von ihrem Vaterland. Der Sultan, welcher keine Ahnung von der Absicht des Fragenden hatte, erzählte ihm nun ausführlich, wie er die Prinzessin kennen gelernt habe und schloß mit der Bemerkung, daß er das Zauberpferd in seiner Schatzkammer aufbewahrt habe. Davon freilich, wie man sich dessen bedienen könne, wußte der gute Sultan nichts.

„Das ist sehr gut," sagte hierauf der vermeintliche Arzt, „daß Ihr das Zauberroß noch habt. Ich glaube jetzt zu wissen, wie man die Kranke noch zu behandeln hat. Es ist ein Teil von dem Zauber des Pferdes auf dieselbe übergegangen, und sie kann nur dann vollständig geheilt werden, wenn es gelingt, den Zauber wieder zurückzuleiten. Ihr laßt deshalb beide, das Zauberpferd und die kranke Prinzessin, auf den Schloßplatz bringen, das andre werde ich dann bestens besorgen. Ich muß nämlich verschiedene Räucherungen vornehmen, die zur Bewältigung des Zaubers nötig sind, dann soll Eure Braut sofort genesen. Dieser Vorgang wird zugleich ein überraschendes Schauspiel für den ganzen Hof und die Einwohner der Hauptstadt abgeben."

Der nichts Böses ahnende Sultan war damit vollkommen einverstanden. Am folgenden Morgen wurde das Zauberpferd vor dem Schloß aufgestellt, und die Leibgarde des Königs stand

ringsherum, den Neugierigen den Zutritt zu verwehren. Das Volk kam in großer Menge herbei, und nun drängte sich Kopf an Kopf hinter den Soldaten. Bald erschien auch der Sultan, umgeben von den Großen des Reiches und dem ganzen Hofstaat, und nahm auf einer Tribüne Platz. Hierauf kam die Prinzessin von Bengalen in Begleitung aller ihrer Frauen, ging zum Zauberpferd und bestieg es mit Leichtigkeit. Sie war prächtig gekleidet und mit kostbaren Juwelen geschmückt, die ihr der Sultan zum Geschenke gemacht hatte. Als sie sich auf dem Sattel festgesetzt, ihre Füße in die Steigbügel gesteckt und die Zügel in die Hand genommen hatte, ließ der angebliche Arzt Räucherpfannen voll glühender Kohlen rings um das Pferd aufstellen, und, in der Runde herumgehend, warf er in jede eine Menge Räucherpulver. Dann umging er, die Hände über die Brust gekreuzt, mit gesenkten Blicken, geheimnisvolle Worte murmelnd, dreimal das Pferd. Mittlerweile entwickelte sich aus den Räucherpfannen ein solch starker Rauch, daß man die Prinzessin kaum noch zu sehen vermochte. Da warf der Prinz rasch den Doktormantel und falschen Bart von sich, schwang sich behende hinter seine Braut aufs Pferd, und drehte den Wirbel. Das Zauberpferd versagte nicht; es hob sich schnell empor, während Prinz Firus dem aufs höchste bestürzten Sultan zurief: „Sultan von Kaschmir! Wenn du künftig einmal Prinzessinnen, die deinen Schutz anflehen, zu heiraten gedenkst, so wünsche ich dir, daß sie dich nicht allzulange auf ihr Jawort warten lassen!“ —

Noch an demselben Tag erreichte das gerettete Paar Schiras. Der Prinz stieg mit seiner lieblichen Braut im Schloß seines Vaters vom Pferde. Die Freude des Wiedersehens vermag niemand zu schildern. Der alte Sultan umarmte mit Tränen in den Augen bald seinen Sohn, bald die holde Prinzessin. Es wurde nun kurz darauf eine glänzende Hochzeit begangen und

später eine feierliche Gesandtschaft zum Beherrscher der Bengalen geschickt. Dieser, nachdem er die gefahrvollen Abenteuer des Paares vernommen, machte sich eine Ehre und ein Vergnügen daraus, zur Vermählung seiner Tochter mit dem Kronprinzen von Persien nachträglich seine gnädige Einwilligung zu geben; verzieh er ja doch gern seinem Töchterlein die Flucht vom väterlichen Hause, nachdem er so viele Wochen um die Geraubte Herzensangst ausgestanden hatte.

Aus „1001 Nacht".

Herbstwanderung.

An einem frischen Septembermorgen schritt der Vater mit seinen beiden ältesten Söhnen und dem Vetter Hans rüstig auf einem Feldwege dahin. Die Nebel hatten sich gehoben, und goldenes Sonnenlicht flutete über die Auen, ließ die roten Vogelbeeren und Hagebutten aufleuchten zwischen fahlen Blättern und die weißen Birkenstämme erglänzen im schwefelgelben Laube. Zu beiden Seiten des Feldweges wuchsen auf den Erdwällen Weißdornsträucher, deren Blätterkleid der Herbstwind schon bedeutend gelichtet hatte, aber die Zweige schmückten dafür die roten Früchte, welche die Kinder Mehlbeeren nennen. Über die Felder schwärmten in großen Zügen die Stare, und die bunten Eichelhäher flogen von Baum zu Baum. Aus einem hohen Dorngestrüpp ertönte das Gelächter der Elster, und eine Schar Krähen hielt im Vereine mit schmutzigen Lumpensammlern Nachlese auf einem Acker, wo man allerlei Abfälle hingefahren hatte.

„Dort sitzt wahrhaftig noch ein Rotkehlchen," sagt Eduard. „Ich meinte, die Vögel seien längst fortgezogen. Wie kommt das hierher?"

„Die Rotkehlchen haben ihre richtige Wanderzeit im September," antwortet der Vater. „Es ist möglich, daß schon viele der einheimischen fort sind und daß dieses ein Exemplar aus nördlichen Gegenden ist. Die Wanderung findet des Nachts statt, und bei Tage suchen die Tiere Futter. Sie treiben sich dann überall in Gebüschen umher, während sie sonst ausgesprochene Waldbewohner sind. Zur Brutzeit halten sie sich am liebsten in Laubwäldern mit dichtem Unterholz auf und bauen in der Nähe des Bodens ein sehr verstecktes Nest, das sie, wenn es frei im Gebüsche gebaut ist, mit einer Kuppel überwölben."

„Wir hatten früher einmal ein Rotkehlchen im Flugbauer," berichtet Hans, „aber Papa hatte wenig Freude daran, denn es war sehr zänkisch und biß immer die andern Vögel."

„Diese schlechte Eigenschaft teilt es mit seinen Verwandten, den Drosseln, Gartenrotschwänzen und Nachtigallen," fügt der Vater hinzu.

„Ziehen eigentlich alle Rotkehlchen fort?" fragt Harald. „Ich habe doch gelesen, daß ein Rotkehlchen im strengen Winter an das Fenster eines Landmanns kam und Einlaß begehrte."

„Das ist eine Geschichte, Harald. Freilich überwintern einige Rotkehlchen in dem durch seine außerordentlich milden Winter bekannten südlichen England, und es kommen auch Fälle vor, daß einzelne Tiere während des Winters bei uns bleiben, aber nicht in strengen Wintern, sondern bei mildem Wetter. Sie suchen sich dann allerlei Kerbtiere und finden auch immer noch Beerenfrüchte genug, um ihren Hunger zu stillen. Am liebsten nehmen sie die Pfaffenhütchen."

„Pfaffenhütchen?" fragt Harald.

„Nu ja, da steht er ja, der Spindel- oder Schuhzweckenbaum mit seinen Pfaffenhütlein. Seht euch einmal das eigentümliche Gewächs an mit seinen jungen, vierkantigen Zweigen und seinen roten Fruchtkapseln, aus denen die in einen orangefarbenen Mantel gekleideten Samen an kleinen Fäden hervorhängen. Würden wir die hübschen Dingerchen verzehren, so würden sie sich durch Bewirkung von Erbrechen und Durchfall rächen. Einige Vögel vertragen sie aber gut, und das Rotkehlchen frißt sie so gern, daß man sie Rotkehlchenbrot genannt hat. Der Vogel ist auch als Verbreiter des Strauches anzusehen," belehrt der Vater.

„Du nanntest den Strauch auch Schuhzweckenbaum?"

„Ja; sein gelbes Holz wird nämlich zu Schuhzwecken und zu allerlei Drechslerarbeiten verwendet, weshalb er auch Spindel-

Rotkehlchen (Sylvia rubecula).

baum heißt. Ferner gibt es gebrannt eine vorzügliche Zeichenkohle. Übrigens ist der Strauch ein entfernter Verwandter des Weinstockes."

„Ich möchte wohl wissen, was den Vogel im Herbst zum Wandern treibt," sagt Eduard.

„Die Ursache ist ohne Zweifel der Nahrungsmangel. Die Zugvögel suchen wärmere Gegenden auf und wandern dem Äquator zu, wo der Tisch reichlicher gedeckt ist."

„Warum bleiben sie denn nicht dort?“ fragt Hans.

„Sie folgen eben bestimmten Gesetzen. Würden sie dort bleiben, so würde eine Überfüllung und somit auch Futtermangel eintreten, denn die Vögel der südlichen Halbkugel ziehen nach dem Äquator, wenn die unsrigen ihnen dort Platz machen und nach der nordischen Heimat zurückwandern und umgekehrt.“

„Du hast mich vorhin falsch verstanden, Papa. Ich meinte nicht die Ursache des Vogelzuges, sondern die unmittelbare Veranlassung desselben. Wie können die Vögel wissen, daß es Zeit ist, die Heimat zu verlassen und nachher im Frühjahr, daß sie zu einer bestimmten Zeit zurück müssen?“

„Das ist natürlich sehr schwer zu sagen. Eins ist aber sicher, daß nämlich die Vögel gegen Veränderungen in der Luft sehr feinfühlig sind. Auch hat man beobachtet, daß der Zug einiger Vögel mit der Wanderung der hohen und niedrigen Luftdruckgebiete zusammenhängt, von denen ich euch ja schon damals in den Weihnachtsferien etwas erzählt habe. Ferner benutzen viele Vögel die periodisch auftretenden Passatwinde. Wenn nun einige feinfühlige Individuen einer Vogelart eine derartige Veränderung in der Atmosphäre spüren, so lassen sie einen Wanderruf erschallen, der von ihren sonstigen Tönen bedeutend abweicht. Beim Rotkehlchen heißt er z. B. ‚tritsch!‘ Dieser Ruf übt dann auf die Artgenossen eine elektrisierende Wirkung aus, wie man bei Käfigvögeln zu eignem Verdruß wahrnehmen kann. Gänzlich geklärt ist die Frage allerdings noch lange nicht.“

„Zu welcher Tageszeit ziehen eigentlich die Vögel? Ich habe noch niemals einen Vogelzug gesehen.“

„Die meisten Vögel, namentlich die kleineren, ziehen nachts; einesteils aus Furcht vor Raubvögeln und auch, weil sie die Tageszeit zum Futtersuchen brauchen müssen. Am 2. September 1906 sah ich gegen fünf Uhr nachmittags eine Schar

Störche auffliegen. Es waren ihrer gegen zwanzig. Sie stiegen sehr hoch und flogen in südwestlicher Richtung davon. Ich schließe aus der späten Stunde der Abreise, daß sie auch die Nacht zur Wanderung benutzt haben, obgleich manchmal behauptet wird, daß die Störche bei Tage wandern, ebenso wie andre große und starke Vögel. Doch habe ich auch schon den Winkelhaken der Kraniche in den Abendstunden gesehen. Andre Vögel wandern bei nebligem Wetter, manche reisen in Familien und auch einzeln. Manchmal wandern sie nach Geschlechtern und nach dem Alter gesondert. Bei den Störchen kommen z. B. im Frühling, Ende März und Anfang April, die Männchen zuerst an."

„Wie hoch fliegen die Zugvögel wohl?"

Durchschnittlich halten sie sich etwa tausend Meter über dem Erdboden und vermeiden es, hohe Gebirge zu überfliegen, weil sie die Kälte der oberen Luftschichten scheuen. Darum folgen sie auch bestimmten Zugstraßen. Ausnahmen kommen allerdings auch vor, aber direkt in gerader Linie fliegen nur sehr wenige Vögel dem Süden zu. Sehr viele fliegen auch von Nordosten nach Südwesten und überwintern schon in Westeuropa."

„Wie schnell machen sie wohl ihre Reise?"

„Das ist je nach der Flugfähigkeit ganz verschieden. Auch kehren sie schneller zurück als auf der Herbstreise. — Aber dort geht unser Freund. — Ich will euch nämlich nur verraten, daß ich euch heute eine Überraschung bereiten will und mich zu diesem Zwecke mit jemand verabredet habe." Dabei zeigte der Vater auf einen Mann, der einige hundert Schritt vor ihnen eine Heckenpforte öffnete, die auf eine Viehweide führte. Auf dem Rücken trug er einen großen Korb, und in der Rechten hielt er einen derben Wanderstab. Man hätte ihn für einen hausierenden Handelsmann halten können, wenn nicht die Jagdflinte gewesen wäre, die er eben über seine linke Schulter hing.

„Wer ist der Mann?“ fragt Harald, aber der Vater antwortet: „Nur Geduld, mein Sohn, du wirst es schon erfahren.“

Als sie bei der Pforte ankamen, war der Mann wie vom Erdboden verschwunden. Nirgends war eine Spur von ihm zu entdecken. Sie betraten nun das Feld. Es unterschied sich auf den ersten Blick nicht von andern Viehweiden. Als sie aber eine Strecke gegangen waren, sahen sie einige große Bäume, die man unten ihrer Rinde beraubt und auf diese Weise getötet hatte.

„Das ist doch eine Schändlichkeit, die Bäume so zu verstümmeln,“ sagt Eduard. „Wie traurig sehen diese kahlen Baumgerippe aus! Aber was bedeutet das? Man hat sie ja bis über Mannshöhe mit dickem Eisendraht kreuz und quer benagelt! Was soll das, Papa?“

„Hier in der Nähe der großen Stadt treibt sich allerlei Gesindel umher, und man will wohl verhindern, daß die verdorrten Bäume nächtlicherweile abgesägt und gestohlen werden.“

„Du meinst also nicht, daß Baumfrevler hier gehaust haben?“

„Ich denke nicht! — Nun wollen wir aber in die Hütte gehen!“

„Hütte? — Wo ist eine Hütte? — Ich sehe keine Hütte!“ sagen die drei Jungen fast gleichzeitig.

„Dort!“ spricht der Vater und zeigt auf einen niedrigen Hügel, der in der Mitte zwischen den vier trockenen Bäumen liegt.

Neugierig sahen die Knaben sich das Ding an, aber sie entdeckten nur einen mit Gras bewachsenen Erdhaufen, an dem nichts Besonderes zu sehen war. Erst als sie um denselben herumgingen, standen sie plötzlich vor einer niedrigen Türe, die in ihn hineinführte, und vor der Türe stand der große Tragkorb, den der Mann vorhin auf dem Rücken hatte.

Erstaunt traten die Knaben näher, und Hans versuchte

durch das Weidengeflecht in den Korb hineinzugucken. Aber er fuhr erschrocken zurück, denn aus dem Innern desselben tönte ihm ein wütendes Fauchen entgegen. „Ein Uhu ist drin!“ rief er laut.

„Wißt ihr jetzt, wo wir sind?“ fragt der Vater.

„Ich kann es mir denken,“ sagt Eduard. „Wir sind bei der Krähenhütte, und der Uhu soll als Lockvogel dienen.“

„Lockvogel, sagst du?“

„Nun ja, du weißt wohl, was ich meine. Er soll die gefiederten Räuber reizen, daß sie herbeikommen, um auf ihn zu stoßen, damit sie abgeschossen werden können.“

Es war ein prächtiger Bursche, dieser Fürst der Nacht. Seine Länge betrug fast dreiviertel Meter, und er mochte wohl doppelt so weit klaftern. Sein reiches Gefieder, das schwarzgeflammt und mit vielen dunklen Flecken verziert war, hatte auf der Oberseite eine dunkle, unten eine helle rostgelbe Grundfarbe und war an der Kehle gelblichweiß. Seine großen Federohren gaben ihm ein abenteuerliches Aussehen. Die Feueraugen, der krumme Schnabel und die mörderischen Fänge machten ihn zu einem unheimlichen Gesellen und kennzeichneten den furchtbaren Räuber, den die ganze Vogelwelt, selbst die eignen Gattungsgenossen nicht ausgenommen, glühend haßte.

Unsre Wanderer stiegen nun einige Stufen hinunter und traten durch die niedrige Türöffnung hinein in die Hütte. Es war ein kleiner, dumpfiger Raum, sonst aber ganz behaglich eingerichtet. Eine Bank war drin und ein Tisch, auch ein Petroleumofen, der zum Heizen wie zum Kochen benutzt werden konnte. Der Mann trat dem Vater und den Knaben entgegen, begrüßte sie freundlich und lud sie ein, Platz zu nehmen. Dann entnahm er einem Wandschranke eine Anzahl Patronen und lud sein Gewehr.

Darauf öffnete er die Schießscharten, die bisher durch hölzerne Schiebetürchen verschlossen waren. Die Knaben sahen jetzt, daß

Steinkauz (Strix noctua).

man durch diese Öffnungen die vier kahlen Bäume mit dem Gewehre bestreichen konnte.

„Aha," sagt Harald, „nun weiß ich, weshalb die Bäume zum Absterben gebracht wurden: Die Raubvögel lassen sich auf

den kahlen Ästen nieder, und da das Laub sie nicht verbergen kann, bieten sie ein bequemes Ziel."

„Du hast recht, mein Junge!" sagte der Mann. „Doch nun wollen wir den Uhu auf den Pfahl setzen."

Dieser Pfahl lehnte an der Wand. Er hatte die Länge einer hohen Stubentür und war inwendig hohl, das heißt er bestand aus vier schmalen Brettern, die so zusammengenagelt waren, daß sie eine vierkantige Röhre bildeten. Oben auf derselben befand sich ein Querholz, das dem Uhu als Sitz dienen sollte. Ein starker, beweglicher Eisendraht lief an der Seite herab und hatte an beiden Enden, oben wie unten, eine Öse.

„Oben befestige ich die Kette, die der Uhu an dem einen Fang trägt," erklärte der Mann, „und das untere Ende wird mit der Hütte durch eine starke Schnur verbunden, damit ich an derselben zupfen und den Uhu zum Aufflattern bewegen kann, wodurch er sich dem Raubgesindel besser bemerkbar macht."

Nun nahm der Mann den Uhu aus dem Korbe und zum großen Erstaunen der Knaben ließ der Vogel, der erst so wütend fauchte, sich von ihm ruhig anfassen und auf das Querholz setzen. Dann trug der Jäger das Gestell hinaus und ging damit nach einem niedrigen Erdhaufen, aus dem ein vierkantiger Pfosten von reichlich einem halben Meter Höhe senkrecht emporragte. Derselbe paßte als Kern hinein in den Sitzpfahl des Uhus. Nachdem dann alle Vorbereitungen beendet waren, gingen alle hinein in die Krähenhütte und schlossen hinter sich die Türe. Danach beobachtete man den Vogel und die kahlen Bäume durch die Schießscharten, voll Erwartung dessen, das nun kommen sollte.

Die Ausbeute war aber nicht groß. Einige Krähen, ein Eichelhäher und ein Sperber mußten ihr Leben lassen, sonst wurde nichts geschossen. Manchmal hatte es den Anschein, als käme ein größerer Raubvogel in Sicht, denn der Uhu drehte den Kopf nach

oben, knackte mit dem Schnabel, blähte das Gefieder auf und schlug einmal sogar mit den Flügeln ein Rad. Aber er beruhigte sich immer schnell wieder, und es kam nichts. Jedenfalls war es auf den anliegenden Äckern zu lebhaft, denn an einigen Stellen wurde allerlei Unrat verbrannt, und die Feuer mochten wohl den vorsichtigen Räubern verdächtig vorgekommen sein. Darum wurde der Uhu hereingenommen und spazierte wieder in seinen Tragkorb. Mit herzlichem Dank verabschiedete man sich von dem Hüttenjäger, und es ging weiter.

Unterwegs sagt der Vater: „Es ist eigentlich ein trauriges Geschick, die goldene Freiheit nur sehen zu können, um Beängstigungen und Schikanen ausgesetzt zu sein und dann wieder ins Gefängnis zurückgebracht zu werden. Nahrungssorgen hat der Hüttenuhu ja freilich nicht, und sein Leibgericht: Krähenbraten, gibt es oft genug. Aber die Leckerbissen kommen doch aus der Hand des Gefangenwärters und werden nicht von ihm selbst erbeutet auf freier Wildbahn."

„Woher mag der Mann den Uhu haben?" fragt Harald.

„Wie er mir früher einmal erzählte, hat er ihn ganz jung aus dem Neste genommen. Der Horst befand sich in einem weiten Rohrdickicht und war angelegt auf einer alten, hohlen Kopfweide. Der alte Uhu schleppt eine Menge Wildbret herbei für Weib und Kinder, denn er ist ein treuer Gatte und Vater, dieser nächtliche Räuberfürst. Er versorgt das brütende und die Jungen hudernde Weibchen und die kleinen Sprößlinge selbst reichlich mit Nahrung. Später hilft ihm die Mutter. Eine Unmenge Mäuse bringen sie herbei und viele Ratten, auch öfter einen Hasen. Sie schlagen allerlei Vögel, liefern Wildenten und Rebhühner an den Horst, töten gar manche Krähe und verschonen selbst andre Eulen nicht. Dabei sind sie sehr schlau und lassen den Jäger selten zum Schuß

kommen. Oftmals schont derselbe auch absichtlich das Uhupärchen, denn ein lebender Uhu ist teuer, und es ist immer ein gutes Geschäft, die Jungen, von denen nur zwei im Neste sind, auszunehmen."

„Ich habe immer geglaubt, die Eulen könnten bei Tage nicht sehen," sagt Harald. „Noch neulich habe ich gelesen, wie in der Geschichte vom Kalif Storch die Eule erzählt, sie sei bei Tage blind. Der Uhu konnte aber vorhin sehr gut sehen."

„Natürlich können die Eulen bei Tage sehen und zwar recht gut. Ich habe schon oft eine Eule am Waldrande bei hellem Tage auf der Wiese im Schatten sitzen sehen. Bedenke doch, was die Schneeule in den Polargegenden, wo der Tag ein halbes Jahr dauert, anfangen sollte, wenn sie nicht bei Tage auf Raub ausfliegen könnte, und einige Eulen jagen überhaupt nur am Tage."

„Onkel, die alte Großmutter auf dem Lande erzählte uns auch immer von dem Leichenhuhn. Die Leute nennen das Tier auch Totenvogel. Der kommt immer des Abends spät angeflogen, setzt sich auf das Dach der Scheune und ruft: ‚Komm mit!' wenn einer sterben soll. Einmal habe ich den Vogel auch auf dem Dache sitzen sehen. Er hatte einen runden Kopf, und ich glaube, daß es eine Eule gewesen ist."

„Das stimmt, mein Hans. Es ist das harmlose Käuzchen, vor dem die abergläubischen Menschen sich fürchten."

„Weißt du, Papa," sagt Harald, „es hat mir vorhin so leid getan, daß der Mann den hübschen Vogel mit den schönen blauen Federn in den Flügeln totgeschossen hat."

„Ach so, den Eichelhäher! Ja, seine Feindschaft gegen den Uhu wurde ihm zum Verderben. Er kann die Räuber nun einmal nicht leiden, und wenn sie ihm zu stark sind, daß er sie nicht vertreiben kann, so verdirbt er ihnen wenigstens die Jagd, indem

er alle kleineren Tiere mit seinem durchdringenden Geschrei warnt. Wird der Fuchs von ihm auf einem Streifzuge entdeckt, so kann der rote Freibeuter gern umkehren und in seinen Bau kriechen, denn der Häher läßt ihn nicht aus den Augen und verfolgt ihn mit seinem Krächzen auf Schritt und Tritt."

„Das muß aber ärgerlich sein!"

„Gewiß ist es das, und Reineke würde es ihm auch wohl schlecht lohnen, wenn er sich nur fassen ließe, aber das gibt es nicht bei ihm."

„Dann macht er sich aber um die Tierwelt doch sehr verdient."

„Allerdings tut er das, aber es ist nur schade, daß er auf die fremden Räuber schimpft und selbst einer der schlimmsten Strauchdiebe in Wald und Feld ist, denn er plündert die Vogelnester, säuft die Eier aus und verschlingt die Nestjungen, sogar alte Vögel frißt er, wenn er sie nur erwischen kann."

„Lebt er denn nur vom Raube?"

„O nein, er frißt auch Bucheln und Eicheln und Haselnüsse. Findet er diese Früchte reichlich, so versteckt er eine Menge davon in Baumritzen und in Erdlöchern. Dabei macht er seine Sache so gut, daß er die verborgenen Schätze nachher selbst nicht wiederfinden kann und auf diese Weise, allerdings unfreiwillig, zum Gärtner wird, der manchen Baum und manchen Strauch pflanzt."

„Onkel, wie sieht dein Hut drollig aus mit den langen, weißen Fäden daran!"

„Die nehmen wir ab, Hans. Es sind die Fäden des fliegenden Sommers."

„Wo kommen die Dinger eigentlich her?"

„Es sind Spinnweben, die von kleinen, schwarzen Spinnen angefertigt werden, welche sie als Luftschiffe benutzen und lustig damit in der Welt umhersegeln."

„Hier ist aber eine fette Kreuzspinne. Seht doch mal her! die hat sich ordentlich gemästet," sagt Harald.

Kreuzspinne (Epeira diadema). 1. Männchen. 2. Weibchen.

„Die soll wohl fett sein, sie hat hier Fliegen in Fülle und nimmt mit, was sie kriegen kann, sogar den eignen Gemahl frißt sie auf."

„Das ist ja ein liebes Tierchen," meint Eduard.

„Onkel, hast du schon gesehen, daß eine Spinne eine andre verzehrte?"

„O ja, Hans! Auf dem Grundstücke meiner Eltern befand sich hinten auf dem Hofe ein Lagerraum, an dessen vergitterten Fenstern große Winkelspinnen ihre Netze angelegt hatten. Nun entdeckte ich einmal, daß an dem einen Fenster, das ziemlich schmal war, die ganze Breite von einem einzigen Spinnennetze eingenommen wurde, daß sich aber in den gegenüberliegenden Ecken Schlupflöcher befanden, die von zwei Spinnen besetzt waren. Da ich nun schon von der Unverträglichkeit der Spinnen gehört hatte, war ich neugierig, was die Tiere bei einem Zusammentreffen wohl tun würden. Ich fing also eine große, blaue Schmeißfliege und setzte sie in die Mitte des gemeinschaftlichen Netzes hinein. Sie rumorte gewaltig, und sofort erschienen die beiden Spinnen und rannten aus den entgegengesetzten Richtungen auf die Beute los. Sie langten gleichzeitig bei ihr an und bissen sie tot. Als das Opfer aber zur Strecke gebracht war, fielen sie wütend übereinanderher und rangen in heißem Kampfe miteinander. Dabei waren sie bestrebt, sich die Beine in den Gelenken abzubeißen. Die eine verlor drei, die andre fünf Gliedmaßen, und damit war der Kampf entschieden, weil die letztere sich nun nicht mehr aufrechthalten konnte. Die Siegerin schleppte ihre wehrlose Gegnerin nach ihrem Schlupfwinkel und fraß sie dort in aller Gemütsruhe auf, ohne Schaden zu nehmen, während andern kleinen Tieren ein solches Frühstück sehr schlecht bekommt. Ich weiß z. B. aus eigner Erfahrung, daß große Libellen und die räuberischen Schwimmkäfer sterben, wenn sie im Zorn oder vor Hunger in eine Spinne beißen. Trotz ihrer sprichwörtlich gewordenen Unverträglichkeit — man sagt ja, sie sind ‚spinnefeind' — sorgen die Spinnen doch liebevoll für ihre Brut. Einige bewachen dieselbe

sogar und eilen, wenn Gefahr droht, zu ihrer Verteidigung herbei. Das mußte ich zu meinem Schaden einmal selbst erfahren. Ich fand nämlich auf einer unsrer Elbinseln zwischen Grashalmen das Brutnest einer großen, hübschen Jagdspinne mit sammetbraunem Leibe und leuchtendgelben Längsstreifen. Da ich mir die Jungen näher ansehen wollte, langte ich nach dem Neste und wollte es in die Hand nehmen. Dabei biß mich die erzürnte Mutter tüchtig in die Spitze des Zeigefingers. Ich fühlte noch fast eine Stunde nachher einen gelinden Schmerz und während des ganzen Tages zeigte sich an der verwundeten Stelle eine leichte Rötung. Große Kreuzspinnen habe ich oft geneckt, indem ich mit dem Zeigefinger leicht gegen den Mittelpunkt des Netzes tupfte, wenn sie dort saßen. Sie wurden dann ärgerlich und wehrten sich schließlich durch Beißen; kamen dabei aber nicht durch die Haut, und ich spürte nichts davon."

„Ich möchte wohl wissen, wie die Kreuzspinne es fertigbringt, den ersten Faden von einem Busche nach dem andern so quer durch die Luft zu spinnen. Sie kann sich doch unmöglich von dem einen Zweige auf die Erde hinunterlassen und dann an dem andern Busche ebenso emporklettern," sagt Harald.

„Nein, das kann sie nicht," antwortet Eduard, „ich weiß aber, wie sie es macht. Sie läßt sich von einem erhöhten Punkte an einem Faden herab und schwingt so lange wie ein Pendel hin und her, bis sie einen Zweig des gegenüberliegenden Strauches erfassen und so die erste Verbindung herstellen kann."

„Da bist du im Irrtum," erwidert der Vater. „Ich kann dir nämlich mit einer eignen Beobachtung beweisen, daß sie es nicht so macht, wie du es dir denkst. Ich ging nämlich vor einigen Jahren abends bei einbrechender Dämmerung zur Stadt und wählte einen Richtweg, indem ich einen Fußsteig benutzte, der an dem Bretterzaun eines Gartens entlang führte. Zufällig kam

mir ein Bekannter entgegen, und wir blieben stehen und fingen ein Gespräch an. Plötzlich sah ich, daß etwas Dunkles sich vor meinen Augen bewegte. Ich griff unwillkürlich danach und hatte eine Kreuzspinne in der Hand, die von dem Gartenzaun nach meiner Hutkrempe herübermarschierte. Wie kam der Faden an meinen Hut? Da ich im Stehen über den Zaun, von dem sie kam, hinwegsehen konnte, so war der Rand meines Hutes höher als der Ausgangspunkt der Spinne, denn es war kein Gebüsch und auch sonst kein höherer Gegenstand vorhanden, der mich überragte. Wäre sie nun auf die von dir angenommene Weise gekommen, so hätte sie ganz gewaltige Schwingungen machen müssen. Du weißt aber, daß ein Pendel immer nach zwei Seiten schwingen muß. Dieses war nun auch ausgeschlossen, denn es war ein dichter, senkrechter Bretterzaun, von dem sie kam. Demnach darf ich wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß die Kreuzspinne zuerst einen Faden spinnt und es dem Zufall überläßt, wohin das Lüftchen das leichte Gewebe führt. Spürt sie nun, daß der Faden vermöge seiner klebrigen Beschaffenheit einen Halt gefunden hat, so befestigt sie ihn an dem Ausgangspunkte und läuft dann wie ein Seiltänzer hinüber, um ihn zu verstärken und auf der andern Seite gehörig zu befestigen. Damit ist dann die erste, wichtige Arbeit getan, und am andern Morgen siehst du das fertige, wundervolle Kunstwerk vor dir."

„An unserm Gartenzaun sah ich neulich eine drollige Spinne herumlaufen," berichtet Hans. „Sie war nur klein, aber sie konnte ganz unheimlich rennen und springen."

„Aha, ich weiß schon, welche du meinst. Sie ist nur einige Millimeter lang und hat einen schwarzgrauen Hinterleib, der mit drei weißen, in der Mitte unterbrochenen Querbinden geziert ist wie eine Husarenjacke."

„Ganz richtig, Onkel, so sah sie aus."

„Das ist die Harlekin-Hüpfspinne, die wegen ihres bunten Kleides und wegen ihres drolligen Gebarens so genannt wird. Sie spinnt kein Netz, sondern beschleicht die Beute wie eine Katze, um sich schließlich mit gewaltigem Sprunge auf sie zu stürzen. Übrigens rennt sie gelegentlich hinter den Insekten her und zeigt dabei eine ganz erstaunliche Leistungsfähigkeit."

„Die Webeknechte spinnen doch auch Netze? Ich meine die gelblichgrauen Tiere mit dem kleinen, eiförmigen Körper und den verhältnismäßig ungeheuer langen Beinen, die so leicht abbrechen."

„Nein, Hans, diese Webeknechte spinnen auch nicht, sondern machen es ähnlich wie die Hüpfspinne. Bei Tage sitzen sie ruhig an schattigen Orten und gehen nachts auf Raub aus."

„Die Vogelspinnen müssen aber gewaltig starke Netze machen können, wenn die Fäden imstande sein sollen, Vögel im Fluge aufzufangen und festzuhalten."

„Nein, lieber Hans, die Netze der Vogelspinnen sind auch nur zum Fange von Insekten bestimmt und nicht stärker als die unsrer großen Mauerspinnen, mit deren Gewebe sie auch Ähnlichkeit haben. Ich hielt eine große Vogelspinne mehrere Monate in Gefangenschaft und verschenkte sie schließlich an einen Herrn von der biologischen Versuchsstation in Wien. Ich hatte also Gelegenheit genug, eine Vogelspinne zu beobachten und habe auch ihr Netz gesehen."

„Wie kamst du aber zu einer Vogelspinne?"

„Die Tiere kommen häufig zwischen Farbhölzern aus den Wäldern Mittelamerikas nach Hamburg."

„Woher nahmst du denn all die kleinen Vögel, die sie als Futter haben mußte?"

„Die Vogelspinne nährt sich nicht von Vögeln, mein Junge.

Sie ist ein nächtliches Tier, das bei Tage in dunklen Verstecken sitzt und erst abends auf den Raub ausgeht. Die Kolibris, die einzigen Vögel, die sie vielleicht bewältigen könnte, schwirren aber im hellen Sonnenschein um die Blüten, weit ab von den Netzen der Vogelspinnen, die über Baumlöchern, über Spalten im Gestein und an den Dächern der Hütten angebracht sind."

„Was frißt sie denn aber?"

„Sie nährt sich von Molchen, Fröschen und Insekten und verzehrt auch andre Spinnen. Im Berliner Aquarium fütterte man sie auch mit ganz jungen Mäusen."

„Warum nennt man sie dann aber Vogelspinne?"

„Der Name ist nach meiner Ansicht ein Produkt der Volksphantasie und entspricht nicht der Wahrheit." —

„Diese Gegend kommt mir so bekannt vor, ich glaube, daß wir hier schon einmal gewesen sind," sagt Eduard.

„Erst im vorigen Monat," antwortet der Vater. „Hier ist das Kaninchenloch, welches ich damals gemessen habe. Wir kommen heute nur von der entgegengesetzten Seite und wollen zu Fuß nach Hause gehen, während wir das letztemal dort nach der Eisenbahnstation hinübergingen."

„Ach ja," pflichtet Harald bei, „ich erkenne das kleine Kieferngehölz wieder, aber damals standen diese prächtig gefärbten Pilze nicht hier."

„Du, es ist der Fliegenpilz! Der ist sehr giftig; sieh dich vor!" warnt Hans.

„Nun, vom bloßen Anfassen stirbst du noch nicht," sagt der Vater. „Sieh ihn dir nur genau an!" Damit zieht er einen Pilz aus der Erde. An dem unteren, knollig verdickten Ende des Stieles sieht man nun einige weiße Fasern, auf die der Vater die Jungen aufmerksam macht.

„Das sind die Wurzeln des Pilzes," meint Harald.

„Nein, mein Junge, das ist die Pilzpflanze selbst, oder doch wenigstens ein Teil von ihr. Würde ich die obere Moosschicht hier von dem Boden entfernen, so würdest du ein weißes, wurzelartiges Gewebe unter ihr ausgebreitet finden, von dem diese Fädchen abgerissen sind. Dieses Gewebe ist das sogenannte Lager des Pilzes oder die Pilzpflanze selbst, und du wirst mir wohl sagen können, weshalb es weiß gefärbt ist?"

„Weil es ja im Dunkeln wächst."

„Ganz recht! Welcher Stoff fehlt ihm also, den du bei den Pflanzen hier rundherum überall findest."

„Das Blattgrün fehlt."

„Richtig! Wie kann sich die Pilzpflanze aber ernähren, wenn sie kein Blattgrün hat, welches die Nährstoffe zubereiten kann?"

Das weiß Harald nicht zu sagen, aber Eduard tritt für ihn ein: „Die Moospflanzen haben ihr die Nahrung schon zubereitet. Sie lebt von den Stoffen, die sie den unteren faulenden Stengeln entzieht."

„Bravo! So machen es alle Pilze, sie leben vom abgefallenen Laube, womit der Waldboden bedeckt ist, oder von andern verwesenden Stoffen. — Auf dem Fadengeflecht findet ihr dann kleine, weiße Kügelchen, welche dieselbe Aufgabe haben, wie die Gurke an den Ranken der Pflanze oder wie der Apfel am Baume. Sie bergen nämlich die Samen der Pilzpflanze in ihrem Innern. Dort seht ihr ein solches, schon bedeutend herangewachsenes, kugelförmiges Gebilde aus dem Erdboden hervorgucken, und hier ist ein zweites, bei dem der weiße, umhüllende Mantel schon durchgerissen ist. Vergleicht ihr nun diesen jungen Pilz mit dem alten, den ich in der Hand habe, so findet ihr die Reste des abgerissenen Mantels an dem unteren Stielende in Gestalt kreis-

förmig liegender Schuppen und ebenfalls auf der roten Oberseite als weiße Flocken, die der Regen von jenem ganz alten Exemplar dort drüben schon hinuntergespült hat. Die Unterseite des Hutes hat gleichfalls zuerst eine schützende Hülle, die beim Wachsen des Hutes zerreißt und deren Reste ihr hier als Manschettenring mitten um den Stiel sitzen seht. Nun wollen wir uns aber die Unterseite des Hutes selbst ansehen."

„Es sieht aus, als wenn die Blätter eines Buches herabhängen."

„Darum nennt man den Fliegenschwamm einen Blätterpilz, und zwischen diesen Blättern sitzen die Sporen oder Samen. Je mehr dieselben reifen, desto mehr breitet der Hut sich aus und wird immer flacher, und welche Einwirkung wird das auf die Blätter haben?"

„Sie gehen immer mehr auseinander, und dann fallen die Sporen heraus und werden vom Winde verbreitet."

„So ist es," sagt der Vater und wirft den Pilz weg. Dann gehen sie über eine Weide hin, die mit kurzem Grase bewachsen ist. Unterwegs stößt Eduard mit dem Fuße gegen ein hühnereigroßes, bräunliches Bällchen von papierartiger Beschaffenheit, und eine Wolke braunen Staubes fliegt in die Höhe. „Was ist denn das?" fragt er.

„Du hast auf ein Katzenei getreten," antwortet der Vater.

„Katzenei?!" Harald will sich ausschütten vor Lachen. „Das habe ich noch nicht gewußt, daß die Katzen auch Eier legen!"

„Ja, so wird dieser Pilz nun einmal genannt. Er gehört zu den Bauchpilzen, weil seine Sporen in einem bauchigen Beutel zur Reife kommen, und er heißt eigentlich Bofist."

„Der Staub ist giftig," sagt Hans.

„Nicht doch; er ist nicht giftig und auch den Augen nicht gefährlich, wie manchmal behauptet wird."

„Auf dem Lande gebraucht man ihn zum Blutstillen, Onkel!“

„Das weiß ich, aber kannst du mir auch sagen, worin die blutstillende Wirkung besteht?“

„Nein, das weiß ich nicht.“

„So will ich es dir sagen: der feine Staub bildet mit dem Blute sehr schnell eine Kruste auf der Wunde und verhindert dadurch die weitere Blutung. Das ist das ganze Geheimnis.“

Mit diesen Worten wendet der Vater sich einer Ecke des Feldes zu, auf dem Weidengebüsche mit schlanken, purpurroten Ruten und länglichen, spitzen Blättern wachsen. „Nun könnt ihr einmal Raupen suchen!“ sagt er zu den Knaben.

Diese verteilen sich zwischen den Sträuchern und bald ruft Harald: „Ich habe schon eine!“

„Wie sieht sie aus?“

„Sie ist fingerlang und hat auf dem Hinterende ein gebogenes Horn. Ihre Farbe ist gelblichgrün. An jeder Seite hat sie sieben gelbe Schrägstriche und rote Flecken.“

„Dann ist es die Raupe des Pappelschwärmers.“

„Ich habe auch eine!“ ruft Hans.

„Wie sieht deine denn aus?“

„Fast ebenso wie Haralds Raupe, aber die Grundfarbe ist blaugrün und das Schwanzhorn ist beinahe ganz blau.“

„Dann hast du die Raupe des hübschen Abendpfauenauges gefunden, welches auf den schön rosa gefärbten Hinterflügeln ähnliche Augenflecke trägt wie das Tagpfauenauge.“

„Papa, ich habe neulich auf einer Ligusterhecke eine Raupe gefunden, die viel größer war als diese hier. Sie hatte aber auch ein Schwanzhorn und war gleichfalls grün. Aber die Schrägstriche an den Seiten waren der Länge nach in zwei Hälften ge-

teilt, von denen die obere lila, die untere weiß gefärbt war. Kennst du die Raupe?"

„Es war die Raupe des Ligusterschwärmers."

„Dürfen wir uns nicht einige Raupen mitnehmen, Onkel?"

„Meinetwegen! Es ist jetzt auch gerade die richtige Zeit dazu, denn ihr braucht sie nicht mehr lange zu füttern, weil sie sich bald verpuppen werden."

„Muß man dafür besondere Vorrichtungen treffen?"

„Du mußt in den Zuchtkasten lockere und mäßig feuchte Erde hineintun, denn die Schwärmerraupen verpuppen sich in der Erde. — Jetzt könnt ihr auch hier auf den Zitterpappeln weitersuchen."

„O," ruft Eduard nach einer Weile, „welch ein abenteuerliches Ding! Es ist eine dicke, grüne Raupe. Das Gesicht ist von einer hufeisenförmigen Zeichnung eingefaßt. Auf dem Nacken hat sie einen rotbraunen, dreieckigen Fleck, der auf dem Rücken seine Fortsetzung findet und sich dort sattelartig verbreitert. Am Hinterende hat sie zwei lange Spitzen."

„Es ist die Gabelschwanzraupe des Hermelinspinners."

„Laß doch einmal sehen!" sagt Hans.

„Hallo! Was macht sie nun? Das ist ja drollig!"

„Was habt ihr denn, ihr Jungen?"

„Denke dir, Papa, Hans berührte die Raupe mit den Fingern; da schossen plötzlich aus den beiden Schwanzspitzen zwei rote Fäden hervor, welche die Raupe jetzt wieder zurückgezogen hat."

„Das ist ein Schreckmittel gegen Angreifer."

„Ich bezweifle aber, daß sich Feinde dadurch gänzlich verscheuchen lassen."

„Sie hat auch noch ein wirksameres Verteidigungsmittel,

1. Pappelschwärmer (Smerinthus populi). 2. Abendpfauenauge (Smerinthus ocellatus).

denn sie gibt, wenn sie angegriffen wird, aus dem Maule einen beißenden Saft von sich."

„Muß sie auch Erde haben zur Verpuppung, Onkel?"

„Nein, als Spinnerraupe fertigt sie sich ein Puppengespinst an, das durch Hinzufügung von Holzspänen zu einem festen Gehäuse wird. — Doch nun stecke deine Raupe ein und nimm ihr Futter mit, und dann wollen wir weitergehen!"

Bald darauf führt der Weg unsre kleine Gesellschaft durch Ländereien, auf denen Gemüsebau betrieben wird. Sie sind jetzt bei einem Acker mit Mohrrüben oder Möhren, oder wie man auch sagt: gelben Wurzeln. Da ruft Hans: „O, welch eine hübsche Raupe sitzt hier auf dem Wurzelkraut! Sie ist hellgrün mit schwarzen Ringen, auf denen rote Punkte stehen. Wie heißt sie, Onkel?"

„Es ist die hübsche Raupe des schönen Schwalbenschwanzfalters. Nimm sie mit, Hans!"

„Na! Was macht sie denn?"

„Was tut sie?"

„Als ich sie anfaßte, kam aus dem Nacken ein safrangelbes Fadenpaar hervor, und es verbreitete sich ein ganz eigentümlicher Geruch."

„Siehst du, diese Raupe hat auch ihre Abwehrmittel."

„Da am Baume sitzt schon eine Puppe," sagt Harald.

„Ja, aber nicht vom Schwalbenschwanz, sondern vom Kohlweißling, und da seht ihr eine Kohlraupe in Todesnöten." An einem Bretterzaun sehen die Jungen nun, als sie dem ausgestreckten Arme des Vaters mit den Augen folgen, eine Raupe, die mit dem Vorderkörper wütend um sich schlägt.

„Was mag das Tier haben?" fragt Eduard.

Tretet näher heran und seht genau zu!"

Ligusterschwärmer (Sphinx ligustri).

„Pfui! Es kommen lauter weißliche Maden aus ihrer Haut herausgekrochen."

„Die Dinger spinnen, wie es scheint!" sagt Harald.

„Ja, sie fertigen sich einen Kokon an, in dem sie sich verpuppen. Aber nun kommt, ich kann euch im Gehen davon erzählen."

„Ja, bitte, Papa!"

„Der Kohlweißling legte seine Eier an die Kohlpflanzen,

und es krochen aus ihnen die Kohlraupen hervor, die den Kohl so zurichteten, wie ihr hier sehen könnt."

„Es sind ja nur noch die Blattrippen übrig."

„Das stimmt! Der Kohlweißling tritt in jedem Jahre in zwei Generationen auf und vermehrt sich ganz ungeheuer. Dabei haben seine Raupen eine Schutzfärbung und sind durch steife Borstenhaare gegen mancherlei Angriffe geschützt, wie ich euch schon sagte, als ich euch von meinen Waldameisen erzählte. Die Gärtner und Gemüsebauern könnten darum gern auf den Anbau von Kohlarten verzichten, wenn nicht ein kleiner, aber furchtbarer Feind des Kohlweißlings ihnen zu Hilfe käme. Es ist der Kleinbauch."

„Wie heißt der?"

„Der Kleinbauch oder Mikrogaster, wie die Gelehrten sagen, eine winzige Schlupfwespe, die ihre Eier an die Kohlraupe legt. Ihre Larven bohren sich durch die Haut in die Raupe hinein und schmarotzen in ihr, indem sie von ihrem Fleische zehren, die edlen Teile aber sorgfältig verschonen."

„Das muß den armen Tieren aber furchtbare Schmerzen bereiten."

„Ich glaube nicht, wenigstens merkt man ihnen weiter nichts an, als daß sie mit einem staunenswerten Eifer und Appetit fressen. Endlich aber schreiten sie zur letzten Häutung und damit zur Verpuppung. Sie hören auf zu fressen, verlassen die Nährpflanzen und heften sich an Bäumen, Bretterzäunen und Mauern fest. Was dann folgt, habt ihr gesehen. Die Raupe stirbt, und ihr leerer Balg bleibt zwischen den schwefelgelben Schlupfwespenkokons zurück, bis der Regen ihn hinunterschwemmt oder der Wind ihn hinwegführt. Dann sitzen die Schlupfwespenpuppen allein an dem Orte bis zum nächsten Frühling. Ist das warme Wetter wieder ins Land gekommen, so öffnet sich an dem einen

Ende des Puppengespinstes ein Deckel, und die Kleinbauch-schlupfwespe kriecht hervor."

„Die Leute auf dem Lande nannten die Dinger Raupeneier."

Großer Gabelschwanz (Harpyia vinula).

„Aber Hans," sagt Eduard, „Raupen sind doch Larven, und Eier kann nur der fertige Schmetterling legen."

„Die Schlupfwespen sind ja schlimme Raupenfeinde und auch grausame, wie mir scheint," meint Harald. „Es ist doch schauerlich, wenn man bedenkt, daß die Maden das Tier bei lebendigem Leibe leerfressen."

Schwalbenschwanz (Papilio machaon) mit Raupe.

„Man nennt sie darum Ichneumoniden," antwortet der Vater.

„Nach dem Ichneumon oder der Pharaosratte?" fragt Eduard.

„Eben nach dieser.“

„Was hat denn dieses Raubsäugetier mit den Schlupfwespen zu tun?“

„Eine alte Sage erzählt, daß das Ichneumon dem Nilkrokodil, wenn es schläft, in den offenen Rachen und durch diesen in den Leib hineinkriecht und ihm die Eier auffrißt.“

Schlupfwespe (Ophion undulatus) eine Raupe anbohrend.

„Au! Das ist aber eine bösartige Geschichte!“

Der Vater lacht: „Ich verlange ja nicht von dir, daß du sie glauben sollst!“

„Welch eine Blütenpracht,“ sagt Harald, als sie weiter zwischen den Gärtnereien hindurchgehen und die in wunderbaren Farben prangenden Dahlien sehen.

„Ja," antwortet der Vater, „diese Kinder Mexikos sind unter der veredelnden Hand des Gärtners zu wahren Prachtgewächsen geworden."

„Aus Mexiko stammen sie?"

„Sie wurden im Jahre 1789 aus ihrer Heimat nach Spanien gebracht und dort in den königlichen Gärten in Madrid sorgfältig gehütet. Später kamen sie auch nach Deutschland. Man nannte sie nach dem russischen Naturforscher Georgi Georginen, und den Namen Dahlien führen sie nach dem schwedischen Botaniker Dahl. Früher bezahlte man für seltene Sorten mehrere tausend Mark, jetzt sieht man sie aber überall."

„Und nun verabschiedet euch von Hans, denn wir wollen jetzt unsre Wanderungen einstellen und auch in die Winterruhe gehen." Chr. Brüning.

Der Wassermann.

Unsre Vorfahren im schönen Böhmerwalde haben an Wesen geglaubt, die in den Bächen und Flüssen wohnten, sich nicht selten den Menschen zeigten und auch freundschaftlich mit ihnen verkehrten. Der Wassermann wurde von den alten Germanen Nix (Nichus = Nickel) genannt. Die Erscheinung des Wassermannes war sehr bekannt. Bald saß er mitten in der Moldau auf einem Steine, bald begegnete er Leuten oder kam selbst in die Behausungen, die nahe an dem Flusse lagen. Er war ein wildbärtiger

Mann mit wassergrünem, dreieckigem, Hute, breitem Schilfgürtel, großen Stiefeln und grauem Anzuge. Kinder wie Erwachsene, die er in Teiche, Seen oder Flüsse lockte, zog er hinab in die Tiefe und führte sie da in seinen Kristallpalast. Mit besonderer Vorliebe zeigte er sich den Holzflößern. Bei seiner Erscheinung standen die Flößer einen Augenblick wie versteinert, doch als ihnen der Wassermann mit dem Finger drohte, ergriffen sie schreiend die Flucht.

Öfters besuchte er die Häuser am Ufer der Bäche und Flüsse. Nach seinem Eintritt ging er stracks auf die Ofenbank zu, setzte sich und

ruhte aus, ohne ein Wort zu verlieren. Die Kleider und Stiefel trieften von der Wassermenge. Etwa eine Stunde verweilte der ungebetene Gast in menschlicher Gesellschaft beim warmen Ofen, schritt stumm, wie er gekommen, zur Stubentür hinaus und verschwand in den Fluten des Wassers.

Johanna Tuma.

Eine Rabengeschichte.

So heiß war es im ganzen Jahr noch nicht gewesen, wie in den letzten Tagen. Frau Sonne meinte es sehr gut und schickte vom Morgen bis zum Abend ihre allerlängsten Strahlen auf den Weizenacker. Dort schienen sie den Ähren ins Gesicht und leuchteten auf die Körnchen, daß die ganz dick und hart wurden, aber auch schwerer. Und deshalb neigten die Ähren sich, und die Halme konnten die Last kaum mehr tragen. Der Weizen war reif. Auch der Wind war eingeschlafen, und die Luft zitterte über dem Acker, so heiß war sie. — Deshalb schlief auch wohl der Herr Hase so fest, daß er die Maschine nicht hörte, die eben angerasselt kam, um den Weizen abzumähen. — Meister Lampe hatte darin ein ganz bestimmtes Lagerplätzchen, in dem er alle Tage sein Mittagsschläfchen hielt. — Die Maschine kam mit ihrer Arbeit zu dicht an ihn heran und — ritsch! — war das Beinchen ab; von den scharfen Messern ganz durchgeschnitten.

„Au! Au!“ jammerte das arme Tier laut und lief, so gut es konnte, nach dem Walde zu. Weit kam es aber nicht, seine Schmerzen waren zu groß; und dann hatte das eine Messer ihn auch noch in der Seite gefaßt und ihm ein großes Loch in den

Leib geschnitten. Da mußte Herr Lampe denn auf dem Felde liegenbleiben.

„Ach, wäre doch nur ein Doktor da, der mir helfen könnte," klagte er, „ich muß sterben, ich fühle es."

Und es war wirklich so, er starb, weil niemand ihm helfen konnte.

Lange sollte er aber nicht liegenbleiben. Die Raben hatten ihn gar bald gesehen und kamen einer nach dem andern zum Schmause.

Zuerst der „Kolkrabe". Der hat seinen Namen davon, daß er immer „kolk, — kolk, — rab, — rab" ruft. Er hat von allen Raben am meisten Hunger und ist sehr gefräßig.

„Ei, was für ein feiner Braten ist das!" krächzte er. „Der soll mir schmecken. Ich habe doch jederzeit Hunger und was ich bekomme ist mir einerlei."

Gleich machte er sich an die Arbeit und fing an, das Fell des Hasen zu zerhacken.

„Was machst du denn da?" rief ihm die Saatkrähe zu, die eben über den Wald geflogen kam. „Da gibt es für mich doch wohl auch etwas?"

Der Kolkrabe machte gute Miene zum bösen Spiel. Die Saatkrähe half ihm mit manchem Bissen aus, wenn das Futter knapp war, und deshalb durfte er es mit ihr nicht verderben.

„Komm nur! Für uns beide reicht es schon," krächzte er. „Guter Hasenbraten. Aber eile dich, damit wir fertig sind, ehe die andern dazukommen!"

„Das ist ja sehr freundlich von dir!" schrie eine Nebelkrähe, die oben auf einem Baume gesessen und alles mit angehört hatte. „Du möchtest uns wohl nichts abgeben, sondern alles für dich behalten! Du bist doch der ärgste Nimmersatt, das wissen wir schon lange!"

Laßt's gut sein und streitet euch nicht!" mischte sich Frau Dohle in die Unterhaltung, die eben vom Kirchturm des nahen Dorfes geflogen kam. „Er ist auch der größte von uns allen, da gebraucht er mehr als wir."

„Ja, jetzt im Sommer hast du gut reden, da gibt es überall etwas, da finden wir schon, was wir brauchen," sagte verdrießlich die Nebelkrähe. „Da gibt's Würmer, Schnecken, Mäuse, Vögel und junge Hasen, da haben wir keine Not. Aber wenn es kalt wird, wenn dicker Schnee liegt und die Erde fest gefroren ist, dann geht es uns schlimm, dann redest du gewiß nicht so."

„Ich nehme alles, was ich finde, Winter oder Sommer," verteidigte sich der Kolkrabe. „Es mögen Kartoffeln oder Brotbrocken sein, gekochtes oder rohes Fleisch. Ich nage sogar Knochen ab. Wenn ich Hunger habe, ist mir alles gut genug. So müssen wir Raben auch denken, denn sonst sollte es uns schlecht gehen."

„Und darin hast du recht," stimmte die Dohle bei. „Hunger tut weh, das weiß ich auch. Wie oft wäre ich froh gewesen, wenn ich ein paar Kartoffelbröckchen gehabt hätte."

„Sie spricht wahr, spricht wahr!" schrie ein Turmfalke, der eben über die Gesellschaft hinwegflog. „Ich weiß es, denn ich wohne im Turme gerade unter ihr."

Die Raben und Krähen aber gaben ihm keine Antwort, denn er gehörte nicht zu ihrer Freundschaft.

„Ich halte mich im Herbste, solange es geht, an die Saatfelder," meinte die Saatkrähe. „Ich ziehe die jungen Weizenpflänzchen aus der Erde und suche an ihren Würzelchen nach Würmern und Engerlingen. Davon haben mir die Menschen auch den Namen gegeben und schießen so viel auf mich. Ich bin aber vorsichtig geworden und fliege gleich fort, wenn ich jemand mit der Flinte kommen sehe."

„Ja, aber woher weißt du denn, ob es eine Flinte oder ein

Stock ist, was der Mensch trägt?" fragte die Dohle. Sie wußte im Felde nicht recht Bescheid, denn sie wohnte ja im Turme.

„Ei, das ist doch leicht zu sehen," lachte die Krähe. „Die Flinte glänzt und der Stock nicht."

„So, — so, — da hast du recht, das hätte ich mir auch denken können," meinte die Dohle.

„Da scheint es ja recht lustig herzugehen," schwatzte Frau Elster dazwischen. „Ihr seht so fröhlich aus und laßt es euch wohl gut schmecken. Was gibt es denn da?"

Dabei streckte sie ihren Kopf vor, denn sie ist sehr neugierig, wippte mit ihrem langen weiß und schwarzen Schwanze und schlug mit den Flügeln.

„Du kommst wohl von einem Kaffeeklatsch?" spottete die Saatkrähe, „weil du so geputzt bist?"

„Das geht niemand etwas an," schrie die Elster. „Ich will auch was haben!" — Frau Dohle saß ganz still dabei, pickte an dem armen Häschen herum und dachte ihr Teil.

So schwatzten und schrien sie noch eine Weile durcheinander. Bloß ein Rabe hatte weit davon gesessen. Er war viel kleiner und schwächer geblieben als seine Geschwister, und lebte darum ganz allein für sich. Als er noch jung war, hatte ihm der Jäger den einen Flügel durchschossen, und er war sehr lange krank daran gewesen. Deshalb war er auch viel schwächer geblieben, und getraute sich nicht heran zu dem Schmause, denn die andern hackten immer nach ihm.

„Habt ihr die schwarze Gesellschaft da unten gesehen?" kam ein Buchfink in den Wald geflogen zu den andern kleinen Sängern. „Die haben gewiß wieder ein armes Häschen oder gar ein junges Reh verzehrt. Sie sind so gefräßig, daß man mit ihnen wirklich keine Freundschaft halten kann."

„Tüt, — tüt, — zip, — zip!“ riefen alle, „der Buchfink hat recht!“

Draußen vor dem Walde aber war das Häschen aufgezehrt, nur noch die Knochen lagen da, und mit lautem Geschrei flogen alle davon, jeder in sein Nest.

Noch lange dauerte die gute Zeit für die Raben, denn es blieb warm und sie fanden reichlich Futter.

Aber die Tage wurden kürzer. Die kleinen Sänger zogen nach Süden und der Nordwind blies über die Felder, deckte den Fluß, den Teich und alle Gräben mit Eis zu. Da gab es keine Frösche mehr. Auch alle andern Tiere hatten sich zum Winterschlafe verkrochen, und sie fanden nur noch manchmal eine Feldmaus, die sich verspätet hatte.

Zuletzt brachte der Westwind aber auch noch viel Schnee mit, und nun fingen die Raben und Krähen an große Not zu leiden. — Warum hatten sie sich auch nichts für den Winter aufgehoben? — Besonders der schwächliche Rabe war schlimm daran. Er fand fast gar nichts mehr und flog kläglich schreiend über die Häuser in der Stadt. Wie oft krächzte er:

„Rab — rab! In dieser Winterzeit
Wir Raben leiden Not.
Die Felder alle sind verschneit,
Und niemand gibt uns Brot.

Rab — rab! Ich bin ein armer Mann,
Mein Kind, und bitte dich,
Und ruf' dir zu, so laut ich kann:
Denk' auch einmal an mich!“

So flog er fort und fort umher. Er bettelte im Dorfe, auf dem Hofe und in der Stadt, aber niemand gab ihm etwas.

„Der macht uns doch schon Schaden genug,“ sagte der Vater. „Auch noch füttern? — Nein, das gibt's nicht.“

Nach und nach wurde das arme Tier so schwach, daß es nicht mehr ordentlich fliegen konnte. Es flatterte nur noch eine Zeitlang über die Äcker, und blieb zuletzt im Schnee liegen.

Fritz und Wilhelm, die beiden Buben vom Hofe, kamen aus der Schule. Sie hatten mit Schneeballwerfen die Zeit versäumt, und mußten sich eilen, weil es sonst was abgegeben hätte.

„Wenn wir bis zum Nachtessen mit den Schularbeiten nicht fertig sind, gibt's Strafe," sagte der Fritz. „Also jetzt heißt es — laufen!"

„Weißt du was, Fritz," meinte Wilhelm, „wir laufen hier gleich über den Acker, da ist es näher, und wir kommen noch zu rechter Zeit nach Hause."

„Meinetwegen, mir ist's recht," antwortete der Fritz. „Ich fürchte mich nicht." Dann wateten sie durch den tiefen Schnee, denn über das Feld war natürlich kein Weg gekehrt.

Da stieß der Fritz den Wilhelm an:

„Siehst du nichts?" fragte er. „Da liegt etwas Schwarzes auf dem Schnee! Das ist doch kein Hund? Das bewegt sich ja gar nicht!"

„Du fürchtest dich wohl?" lachte der Wilhelm. „Was kann das sein?"

Sie gingen daraufzu — und da lag der arme Rabe vor ihnen. Er bewegte sich nicht mehr, denn er war zu schwach dazu. Nur die Augen machte er auf und sah die Buben traurig an, als wenn er sie bitten wollte:

„Ach, helft mir doch, oder macht mich tot, wenn ihr mir nicht helfen wollt, aber laßt mich hier nicht so liegen. Mir ist es gar so schlecht ergangen."

„Lieber Gott, der ist wirklich am Verhungern!" rief der Wilhelm. „Ach, das arme Tier! — Wenn die Raben auch im Felde großen Schaden anrichten, wie der Vater immer sagt, so ist es doch schrecklich, vor Hunger zu sterben. Und sterben muß das arme Tier, wenn wir ihm nicht helfen."

„Weißt du was?" sagte der Fritz. „Wir nehmen ihn mit

nach Hause. Ich glaube, wenn er ins Warme kommt, und wir ihm etwas zu fressen geben, bleibt er am Leben."

Vorsichtig hoben sie das Tier auf. Der Rabe wehrte sich auch gar nicht, denn schlimmer, als es ihm eben ging, konnte es ihm nicht mehr gehen, und er war auch viel zu schwach dazu. — Wilhelm wickelte ihn in seinen wollenen Schal, und so brachten sie ihn nach Hause in die Küche.

Die Mutter wollte gerade das Nachtessen fertigmachen, und die Buben sollten eigentlich gezankt werden. Aber als sie den armen, halbverhungerten Vogel sah, vergaß sie das Zanken. — „Wie viel muß der Rabe gelitten haben, bis er so schwach wurde. Das arme Tier! Gebt ihm nur gleich warme Milch, etwas andres kann er gar nicht schlucken," sagte sie mitleidig.

Die Buben mußten ihm den Schnabel aufmachen, sonst hätte er nichts nehmen können, und nur mit Mühe konnten sie ihn zum Schlucken bringen. Dann aber ging's bald besser.

„Siehst du wohl, du armes Ding," sagte Wilhelm, „es geht. Nimm nur noch mehr, dann wirst du auch bald stärker. Und morgen bekommst du Fleisch und Brot und bist wieder ganz gesund."

Nachdem sie ihm noch tüchtig Milch gegeben hatten, legten die Buben den Vogel in ein Körbchen und deckten ihn zu. Er schlief die ganze Nacht und war wirklich am andern Morgen viel kräftiger.

Nun bekam er eingeweichtes Brot und ein feingeschnittenes Stück Fleisch, und als seine beiden Retter am Mittag aus der Schule kamen, saß er schon auf dem Küchenschrank und sah der Köchin zu. Die warf ihm manches Bröckchen hin, und als er erst einmal gemerkt hatte, daß ihm nichts geschah, kam er herunter und holte es auch. Aber anfassen durfte ihn niemand.

Die Buben waren darüber sehr traurig, denn sie hatten

gehofft, der Rabe würde zahm werden und bei ihnen bleiben. Aber damit war es nichts.

„Warum will der Vogel sich nicht an uns gewöhnen, liebe Mama?“ fragte der Fritz. „Wir tun ihm doch nichts. Weiß er denn nicht, daß wir ihn vom Tode gerettet haben?“

„Doch,“ belehrte ihn die Mutter, „ich glaube ganz bestimmt, daß der Vogel das weiß, aber zahm werden? — Dazu ist der schon zu alt. Er hat einmal die Freiheit kennen gelernt und würde in der Gefangenschaft sterben. Ganz junge Tiere kann man wohl zähmen, die wissen es dann nicht anders. Aber wer einmal die Freiheit kennt, oder in ihr geboren ist, der bleibt lieber frei, auch wenn er Not leiden muß.“

Die Buben hatten aufmerksam zugehört, und der Vogel saß oben auf dem Schranke, hielt den Kopf schief, und guckte mit einem Auge der Mutter zu, wie sie das Fleisch für den Mittag zurechtmachte.

„Davon möchtest du wohl etwas haben?“ fragte sie, und hielt ihm ein Stückchen hin. „Komm und hole es dir!“

Aber der Rabe rührte sich nicht. Er war und blieb scheu und fürchtete sich vor den Menschen.

So vergingen ein paar Wochen. Der Vogel lebte meistens in der Küche, aber die Köchin hatte große Mühe mit ihm. Sie mußte auf die Katze und den Spitz aufpassen, und wenn auch der Vogel fast immer auf dem Schranke oder dem offenen Türflügel saß, so gab es doch viel Unruhe um ihn her. Mit seinen langen Flügeln war er so ungeschickt, daß er Teller herunterwarf, mehrere Tassen zerbrach oder Gläser entzweimachte. Deshalb sollte er, als es wärmer wurde, auch wieder ins Freie gelassen werden.

„Zahm wird er doch nicht, deshalb wollen wir ihn lieber freilassen,“ meinte der Wilhelm. „Komm Fritz, wir wollen ihn fangen!“

Das war aber leichter gesagt, als getan. Der Vogel ließ sich nicht anfassen. Wilhelm kletterte an dem Schranke in die Höhe, auf dem der Rabe sein Nachtquartier hatte. Aber da hackte der Vogel tüchtig um sich, und die Versuche, ihn zu fangen, kosteten einigen Tellern das Leben.

„Ich lasse mich nicht fangen, — nein, — nein, — nein, — nein," schrie er so laut er konnte. „Ihr habt mich gerettet als ich am Sterben war, dafür bin ich euch gut, aber gefangen will ich nicht sein! — Nein, — nein, — nein!"

Dabei schlug er mit den Flügeln und hüpfte von einer Seite auf die andre.

„Na, der ist aber doch zu dumm," riefen die Buben. „Wir tun dir ja nichts. Wir wollen dich ja nur herauslassen. Fürchte dich doch nicht!"

Aber der Vogel traute nicht, er ließ sich nicht angreifen, und zuletzt mußten sich die Buben zufrieden geben.

Da kam ihnen die Mutter zu Hilfe.

„Wißt ihr was? — Wir machen das Fenster auf, gehen in die andre Stube und beobachten, was er tut. Dann denkt der Rabe gewiß, er sei nun sicher und geht hinaus." — So wurde es gemacht, und — wirklich — der Rabe guckte sich erst nach allen Seiten um, kam dann vorsichtig vom Schranke herunter, kletterte auf das Fensterbrett, streckte den Kopf aus dem Fenster und schlüpfte hinaus. Dann schlug er mit den Flügeln, hob sich vom Boden und — flog davon. — —

Die Buben sahen ihm freudig nach und riefen:

„Jetzt ist er frei, jetzt hat er es gut; o, wie froh sind wir!"

Später hat er gewiß eine Frau genommen und sich hoch oben in der Tanne sein Nest gebaut.

Johanna von Gosen.

Die Waldmühle.

Ein Märchen.

1.

Ein lustiger Soldat kam aus dem Kriege zurück. Er hatte tapfer gefochten, und das Herz saß ihm auf dem rechten Fleck. Den Ranzen auf dem Rücken, die dampfende Pfeife im Munde, den Knotenstock in der Hand, zog er seines Weges und dachte schon mit Vergnügen an die nächste Schenke, wo er zu Mittag einkehren würde. Die letzte Nachtherberge war erbärmlich gewesen, das Brot darin hart, und das Bier sauer. In so tröstliche Gedanken vertieft, merkte er nicht, daß er von der Landstraße abgekommen war; der Weg wurde immer öder, das Gestrüpp wilder, und ehe er sich's versah, befand er sich in einem dichten Walde. „Auch gut!" sprach der lustige Bruder vor sich hin; „im Schatten marschiert sich's frisch, der Tabak im Pfeifel verpafft nicht so flink, als da draußen, wo der Wind geht, und ein Lied klingt im Grünen noch einmal so schön, das weiß jeder dumme Vogel, so gut wie ich!"

Bald stand die Sonne ihm hoch über dem Kopfe, und im Walde regte sich kein Lüftchen. Wenn sein Lied zu Ende war, hörte er die Käfer summen, die Blätter von den Bäumen fallen und das Rascheln der Eidechsen, die vor seinen Füßen am Wege ins Gestrüpp schlüpften; aber rings im Dickicht lag der Mittag um so schwüler und stiller.

Wie er so fortschritt, bemerkte er, daß vor ihm her in der Luft sich etwas Weißes bewegte, wie ein kleines, sich ringelndes Wölkchen, das, vom Winde getrieben, allerlei Gestalten annahm. „Hm!" brummte er, „was der Tabak in meinem Pfeifel heute

nur für einen absonderlichen Dampf von sich gibt; macht mir da allerlei Fazen und Figuren vor den Augen her! Bald sieht's aus wie eine Wolke, bald wie ein Vogel, bald wie ein Gesicht, bald wie eine Hand, die mir winken tut; ist mir mein Lebtag so etwas nicht vorgekommen!" — Bald war aber seine Pfeife ausgebrannt, und das Geflimmer hörte doch nicht auf.

Er rieb sich die Augen. Noch immer schwirrte das weiße Ding vor ihm her; aber jetzt sah er deutlich, daß es ein großer Schmetterling war, wie er bisher noch keinen gesehen hatte.

Den Blick immer auf das flatternde Tier gerichtet, hatte er bald auch die letzte Spur eines Fußpfades verloren; dabei setzte ihm sein hungriger Magen gewaltig zu, und doch war weit und breit keine Menschenwohnung zu sehen, viel weniger eine rauchende Küche. „Kamerad!" rief er dem Schmetterlinge zu, der immer auf den wegsamsten Stellen vor ihm herflatterte, „du scheinst hier Bescheid zu wissen. Des Spasses halber will ich noch eine Zeitlang hinter deiner Fahne herlaufen; wie wär's, wenn du mich so rasch wie möglich in ein gutes Quartier brächtest?"

So ging er denn folgsam hinter seinem neuen Führer her.

Bald ward die Waldung lichter, ein geschwätziger Bach ließ sich hören, immer näher und näher, ein Hund schlug in der Ferne an, und es dauerte nicht lange, so vernahm er das Klappern einer Mühle. Die schönste Regimentsmusik und der prächtigste Zapfenstreich hatten ihm nie so herrlich geklungen, als dieses einfache Geklapper; denn schon sah er in seiner aufgeregten Phantasie ganze Kompagnien gebratener Hühner, Gänse und Schweine in Reih' und Glied nach dem Takte des Mühlrades geradeswegs in seinen Mund marschieren.

Das fuhr ihm recht frisch durch alle Glieder, ganz von selbst schritten seine Beine jetzt vorwärts, während er sie noch eben mühsam hinter sich hergeschleppt hatte. Nun sah er bald zwischen den

Bäumen ein Strohdach, worauf die Sonne glitzerte, dann erschien ein Zaun hinter dem Gesträuch, und als er endlich aus den Büschen hervortrat, stand er auf einem freien Platz, eine alte baufällige Mühle dicht vor seinen Augen. Ein schöner Anblick! Nur schade, die Tür war verschlossen, der schwarze Schornstein starrte rauchlos in die Luft, und von menschlichen Wesen war weit und breit keine Spur zu sehen, keine Stimme zu hören.

Der Schmetterling flatterte geradeswegs auf das Haus zu, und durch das große Schlüsselloch der Türe schlüpfte er ohne Umstände hinein. Auf d i e s e m Wege konnte ihm der Soldat beim besten Willen freilich nicht nachfolgen.

„Maul gehalten!" rief er dem ruppigen Hunde zu, der auf der Hundshütte stand und, wütend an der Kette zerrend, über den verfallenen Bretterzaun mit heiserer Stimme hinüberkläffte. Der Soldat griff nach einem Stein, und die Bestie war still, dann rüttelte er an Tür und Schloß; das rührte sich nicht. — „Heda! Wirtschaft! Hallo! Aufgemacht!" rief er und schlug mit Knüttel und Stiefelabsätzen gegen die Pforte. — Drinnen blieb's still. —

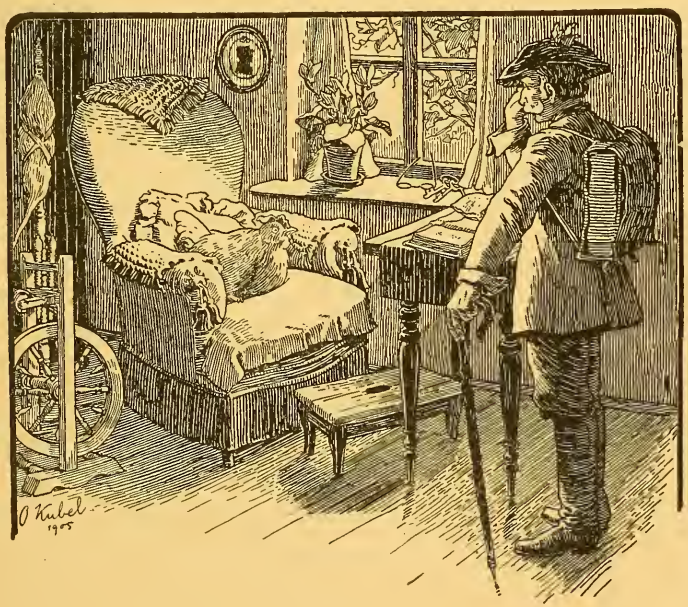
„Lumpenwirtschaft das!" brummte der Hungrige und sah sich nach allen Seiten um. Das einzige lebende Wesen, das er jenseits des Baches sah, war ein alter, langhaariger Esel, der auf der Wiese an einer Distelstaude rupfte und faul seine Augen gegen ihn aufschlug.

„O, du allerglückseligstes Vieh!" rief der Soldat, „Esel! Hätt' ich nur erst ein Mittagsbrot im Leibe, das mir so gut schmeckte, wie dir dein Distelfraß da! Aber so soll doch gleich — — —," und unter einem kräftigen Soldatenfluch stieß er noch einmal mit solcher Kraft gegen die Türe, daß sie aufsprang. — „Viktoria!" jubelte er und schwang seinen Hut. Singend und pfeifend, den Knüttel auf der Schulter, zog er ins Haus hinein.

2.

Kein Mensch war in der Mühle zu sehen! Nur das Mühlrad klapperte fort und fort, und in dem nämlichen gleichmäßigen Takt zitterten Pfosten und Wände des baufälligen Hauses. Sein Geschrei: „Wirtschaft!“ verhallte in dem räucherigen Gange. Einem richtigen Instinkt folgend, ging er an zwei verschlossenen Türen vorüber nach der letzten, die offenstand, und die führte natürlich zur Küche.

Schwarz genug sah es darin aus. Kraut und Rüben lagen halbgeputzt auf dem Boden umher, daneben das Messer. Auf dem Feuerherd über dem ausgebrannten Holz hing ein Kessel mit Wasser; aber wer nicht da war, das war die Küchenmagd. Statt dieser saß eine braune Katze auf dem Schemel, blinzelte mit den



Augen, sah dem Soldaten jämmerlich ins Gesicht und blinzelte dann wieder vor sich hin. Er guckte in die Töpfe hinein, alles leer! „Daß doch gleich neunmalhundertneunundneunzig Kartaunen die ausgehungerte Festung neunzigmal in die Luft sprengen möchten! Hier sieht's ja nicht um einen Pistolenschuß besser aus wie in meinem eignen Magen! — Aber am Ende steht's Mittagsbrot schon drinnen auf dem Tisch, da käm' ich gerade recht zum Einhauen!"

Die nächste Tür führte zur Wohnstube; auch da war kein Mensch. Eine alte, schwarze Henne saß auf dem Polsterstuhl am kleinen Fenster. Das Tageslicht dämmerte wegen des dichten Weinlaubes gar heimlich herein. Vor der Henne auf dem Tischchen lag ein Strickzeug, ein Gesangbuch und eine offene Tabaksdose, auf dem Fenstersims eine Brille und ein Bund Schlüssel. Sonst alles still bis auf das Ticken der Wanduhr und das Schwirren des weißen Nachtvogels, der den Soldaten bisher geleitet hatte, und der sich nun wie ein Betrunkener an den Fensterscheiben den Kopf stieß.

Kerzengerade stellte sich der lustige Bruder vor die Henne. Es war von jeher seine Gewohnheit gewesen, mit allem, was ihm vorkam, laut zu diskutieren, mit Mensch und Vieh, mit seiner Muskete, wie mit seinen Stiefeln. Mit militärischem Anstande, die Hand am Hut, sprach er: „Exzellenz, Frau Kakelhenne! Vielleicht Kommandeur dieser rappligen Festung?"

Die Henne zuckte mit ihren geschwollenen, roten Augenlidern, als ob sie seine Frage bejahte. — „Gut," fuhr jener fort, „Exzellenz Rapport zu vermelden, daß ich, Hans Quäckenberger, verabschiedeter Musketier, ohne weitere Redensarten vollen Besitz von dieser Festung oder Mühle hiermit zu nehmen willens bin. Einverstanden damit?" — Die Henne hob den Kopf in die Höhe, als nickte sie ihm zu. — „Brav, alte Kakelhenne," rief der

Soldat, „die Kapitulation ist geschlossen, und jetzt will ich mir's bequem machen!“ —

Er warf sein Ränzel von der Schulter auf die Ofenbank, daß es nur so krachte, zog die Stiefel von den müden Beinen und sah sich nach den Pantoffeln um. In der Stube war nichts davon zu sehen. Um welche zu suchen, steckte er den Kopf durch die nächste Türe. Die führte zu einer Kammer, darin sah es gar zierlich aus, als ob ein schmuckes, feines Mädel dort wohnen müßte. Kein Staub auf den Möbeln, auf dem Tisch ein Nähzeug; Myrten und Rosenstöcke auf dem Fensterbrett, und selbst ein kleines Klimperklavierchen am Fenster; das war geöffnet, und ein aufgeschlagenes Notenbuch stand auf dem Pulte. Bei alledem wieder keine Menschenseele. Nur ein zartes kleines Lachtäubchen saß auf der Stuhllehne vor dem Klavier. Dem schien es nicht lächerlich zu Sinne. Es hatte die Federn aufgeblasen, das Hälschen kurz eingezogen, den Kopf traurig auf einer Seite hängen, und mit den Augen starrte es fortwährend in die Notenblätter hinein.

„Bitte tausendmal um Vergebung, du schönster Schatz!“ rief der Kamerad der Taube zu und zog, noch immer in der Türe stehend, den verknüllten Hut bis tief auf die Erde. Aber aus Spaß wurde Ernst. Der Anblick der Taube übte augenblicklich eine seltsame Gewalt auf ihn aus, er konnte seine Augen nicht von ihr abwenden. „Allerherzigster Tausendschatz,“ platzte er endlich verlegen heraus, „auf Parole! Hans Quäckenberger war von jeher ein großer Liebhaber von Tauben, nicht sowohl von gedünsteten, als vielmehr von gebratenen.“ — —

Das Täubchen schüttelte ängstlich seine Federn, als schauderte es über und über.

„Aber so wahr ich ein braver Kerl bin,“ fuhr jener fort, „wenn ich auch vor lauter Hunger ein Wolf werden sollte, an dir

werde ich mich nie vergreifen; denn ich bin ganz vernarrt in dich, du lieb' klein' Tierlein du!"

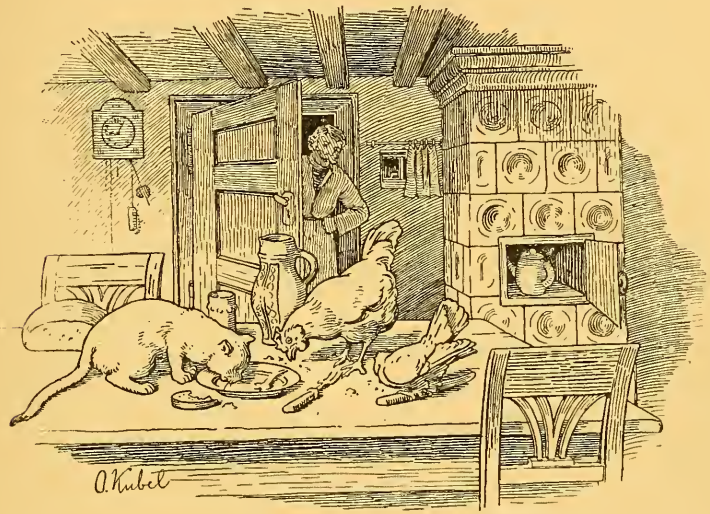
Da sah ihn die Taube mit einem so freundlichen und doch so traurigen Blicke an, daß es dem guten Kerl fast weich ums Herz wurde. Er zog sich aus der Kammer zurück und lehnte die Türe hinter sich an. Lange dauerte freilich diese weiche Stimmung nicht, und er setzte seine Haussuchung fort.

Der Kammer gegenüber führte eine andre Tür in einen Verschlag. Da standen ein paar gute Betten, darunter zwei Paar Morgenschuhe. Am Türnagel hing ein weichgefütterter, geblümter Schlafrock, an der Wand wohl ein halbes Dutzend lange Tabakspfeifen, davon sogar einige gestopft, über den Pfeifen eine Pistole. Das kam ja alles wie gerufen! Bald prangten die Pantoffel an seinen Füßen, der Schlafrock an seinem Leibe, und nun galt's, sich ein gutes Mittagsbrot zu verschaffen. Was diesen Punkt betrifft, da braucht jeder Soldat, der den Krieg mitgemacht, keinen Lehrmeister dazu.

Fürs erste nahm er der Henne vor dem Schnabel das Bund Schlüssel weg. Die schrie und schlug mit den Flügeln, als ob sie eine Herde Küchlein verteidigen wollte. — Es half ihr nichts. „Alte," rief er, „sei du froh, wenn ich dich nicht selbst beim Kragen nehm' und dich verspeise!" Da ließ die Henne augenblicklich die Flügel hängen und verkroch sich hinter dem Ofen. Nun holte sich der Geselle Speck und Kartoffeln, Brot und Käse aus dem Schranke, und einen Humpen Bier aus dem Keller. Nachdem er das alles auf dem Tische in der Wohnstube zusammengestellt, warf er sich gravitätisch in den Großvaterstuhl und hieb in die Speisen ein, als wären sie seine allergrimmigsten Feinde, während ihm in diesem Augenblick doch in der Welt nichts lieber war als gerade diese. — —

Das Mahl war verzehrt, der Humpen geleert, der Schnurr-

bart mit dem Ärmel des geblümten Schlafrockes abgewischt, da überkam ihn auch gleich eine solche Müdigkeit, daß er den Lockungen der Betten, die er eben gesehen, nicht länger widerstehen konnte. Er ging in die Schlafkammer und machte die Türe hinter sich zu. Als er noch einmal durch das Türfensterchen in



die Wohnstube zufällig zurückschaute, hatte er seine Lust daran zu sehen, wie es auf dem Schlachtfelde, das er eben verlassen, dem Eßtisch nämlich, mit einem Male wieder lebendig geworden war. Das Huhn war hinter dem Ofen hervorgekrochen, die Katze aus der Küche herbeigeschlichen, das Täubchen aus der Kammer hereingeflogen, und alle saßen nun auf dem Tisch und verzehrten die wüst umherliegenden Brosamen mit großem Heißhunger. Es fiel ihm nicht ein, sie zu stören. So müde er auch war, sein Übermut verließ ihn nicht. Mit einem „Juchhe!" schnellte er

die Pantoffeln von den Füßen, daß sie bis an die Decke flogen, und ohne die Kleider abzulegen, sprang er mit einem Satze ins nächste Bett. Kaum hatte er nur die Augen geschlossen, so ging auch schon das Schnarchen los, mit einem Gerassel, daß es mit dem Klappern der Mühle ein ganz harmonisches Konzert abgab.

3.

Am andern Morgen — es war ein Sonntag — erwachte der Soldat erst, als die Sonne seinen roten Schnurrbart schon über und über vergoldete. Das erste, was er zu Gesicht bekam, war die schwarze Henne. In dem Bette, das neben dem seinigen stand, saß sie auf dem Kopfkissen. Sie schlug mit den Flügeln und sah eifrig nach dem Fenster hin. Kurios! Da stand draußen der zottige alte Esel und beschnupperte die Scheiben; er grinste mit dem garstigen Maul der Henne entgegen, als ob er ihr einen guten Morgen böte.

Das stille Mienenspiel der beiden Tiere machte dem lustigen Bruder eine Zeitlang vielen Spaß. —

Wie nun die Henne ihre Flügel immer höher und höher erhob, sah er unter ihrem Leibe etwas glitzern. „Her damit!“ rief er und zog es ihr unter den Federn hervor. Es war das geliebte Schlüsselbund, dem er eine so wohlschmeckende Mahlzeit verdankte. Die Henne erschrak und geriet wie gestern in Wut. Als sie aber eins auf den Schnabel bekam, floh sie hinter den Ofen, und der Eselskopf verschwand vom Fenster.

Alle diese Begebenheiten hätten jedem andern Staunen, wo nicht gar Gruseln erregt und allerlei ernste Betrachtungen hervorgerufen. Hans Quäckenberger aber kannte weder Furcht noch Grübeleien. Im Nu war er aus dem Bett und machte bald mit dampfender Pfeife (es war eine von den langen in der Schlafkammer) die Runde durchs Haus.

In Stube und Küche fand er alles wie am Tage zuvor. Als er auf die Kammer zuging, wo er gestern die Taube gesehen hatte, hielt er plötzlich inne. Bald trieb es ihn hinein, bald hielt es ihn zurück. Das kam von einem Traume her, den er diese Nacht gehabt. Seltsame Dinge waren ihm darin vorgekommen. Er hatte sie zwar schon wieder vergessen; doch war ihm davon ein Gefühl zurückgeblieben, das er bisher noch nicht gekannt hatte.

Jetzt hörte er deutlich, wie jemand da drinnen auf dem Klavier ganz leise die Töne eines Morgenliedes anschlug. Das konnte doch nur ein Mensch tun; wer mochte das wohl sein? Er legte das Ohr an die Türe und horchte. — Die Weise, die da angeschlagen wurde, war ihm bekannt, es war die eines schönen Morgenliedes, das seine liebe Frau Mutter daheim immer zu singen pflegte. — Zwischen den Tönen des Klaviers vernahm er dann ebenso leise die Stimme des Täubchens: „Kukeruh! Kukeruh!" Weiter kam nichts heraus; aber dies „Kukeruh" klang fromm und lieblich. Ihm fiel wieder der Traum von dieser Nacht ein, und ihm ward so feierlich zumute, als stände er in der Kirche. Endlich trieb ihn aber doch die Neugier an, durch die Türspalte hineinzugucken.

Auch jetzt war kein Mensch da zu sehen. Nur die Taube saß auf dem Klavier. Mit ausgebreiteten Flügeln fuhr sie weich und leise über die Tasten hin, daß sie so schön erklangen, und, den Kopf zum Fenster gekehrt, ließ sie ihr einfaches Stimmlein in den lichten Morgenschein ertönen, und von draußen stimmten alle Waldvögel in vollen Chören mit ein.

Das war ein rechter Sonntagmorgen! Hans stand an der Türspalte und regte sich nicht. — Erst ganz allmählich fing er an, wie in tiefe Gedanken versunken, an seinem Schnurrbart zu drehen, erst mit der einen Hand, dann mit allen beiden.

„Dummes Zeug! dummer Schnack!" brummte er vor sich

hin und machte linksumkehrt, aber ganz leise. Nun ging er auf den Zehen zu seinem Tornister und holte einen Brief daraus hervor; damit setzte er sich in den ledernen Großvaterstuhl und las so andächtig darin, als wär's ein Gebetbuch. Den Brief hatte seine liebe Mutter ihm kürzlich von Hause geschrieben. Die lange Pfeife stak ihm dabei noch immer im Munde; aber die brannte schon lange nicht mehr, ohne daß er es selbst gemerkt hätte. Das kam selten in seinem Leben vor.

4.

Bald hatte sich der Hans ganz vergnüglich in der Mühle eingerichtet. Jeden Tag glaubte er, nun müßte er doch auch endlich einmal Menschen zu Gesicht bekommen. Er hatte manchen Grund dafür. Als er angekommen war, hatte er das Mühlrad in vollem Gange angetroffen, auch viel Vorrat an Mehl und Getreide war noch da. Gesetzt auch, der Müller mit Weib und Gesinde kämen nicht mehr zum Vorschein, so müßten sich doch die Kunden melden, ihr Mehl abholen, ihr Getreide herbringen. Übrigens gingen ihm die Gedanken zuweilen wie Räder im Kopfe herum, ob er nicht selbst noch dereinst seine Fahne auf dem alten Rumpelkasten, wie er die Mühle nannte, aufstecken könnte. Sein verstorbener Vater war auch Müller gewesen, dem hatte er als Geselle tüchtig im Handwerk geholfen. Von jeher war es sein Hauptwunsch geblieben, eine Mühle zu besitzen. Nun war aber der wilde Krieg durchs Land gefahren und hatte einen schwarzen Strich durch die weiße Rechnung gemacht. Die Eltern waren dann verarmt, der Vater bald gestorben, er selbst zum Kriegsdienst ausgehoben. Jetzt brachte er zwar im Tornister einige ganz gute Taler Beutegeld aus dem Kriege heim; aber die reichten kaum für einen Mühlstein aus, geschweige denn für eine Mühle. —

Einen ganzen Monat lebte er in der Einsamkeit, es hielt ihn da, er wußte nicht, was. Tags bestellte er die Mühle, nachmittags ging er auf die Jagd; es war ihm immer so, als ob er noch ganz schnurrige Geschichten hier erleben würde. Sein Hauptgrund dafür, daß es ihm da so heimisch wurde, den er sich wohl selbst nicht eingestehen mochte, war der: die jetzigen Bewohner des Hauses, die Henne, die Katze, vornehmlich aber die Lachtaube hatte er liebgewonnen. Sie waren freilich nichts andres als Tiere; aber er hatte nun ein für allemal jedes Tier stets gern gehabt, keins aber wie diese. Auch den Kettenhund fütterte er treulich, selbst den Esel da draußen auf dem Hofe mochte er wohl leiden, nur wurde ihm seine große Zudringlichkeit oft widerwärtig. Immer wollte das Tier sich in das Haus drängen; Fenster und Türen mußte er daher sorgfältig verschließen. Das war aber auch doppelt notwendig; denn wie jener *herein*, so wollte das Täubchen immer *hinaus*, besonders wenn der alte Eselskopf sich am Fenster zeigte. Im übrigen hatte sich das zarte Tierchen schon so an den lustigen Bruder gewöhnt, daß es ihm alles aus den Händen nahm, was er ihm gab, und daß es ihm zum Danke dafür manch lustiges Soldatenstückchen auf dem Klavier vorklimperte.

Da konnte sich denn der Hans nicht satt daran hören und sehen. Wahrhaftig, er begriff sich selber nicht. Er, früher der lustigste Kamerad von der Welt, ein stämmiger Musketier, ein Kerl, dem es eine wahre Lust gewesen, gegen eine krachende Batterie, durch Bomben und Kartätschen, im Sturm anzurücken; er, derselbe Hans Quäckenberger, saß hier wie ein Schulbub' und fütterte eine Lachtaube mit Zucker und Brosamen. Es war ganz unbegreiflich, und doch war es einmal so!

Eines Tages hatte der Soldat wieder den Forst durchstrichen und aus Langweile Kaninchen geschossen. Er war recht

weit umhergeschweift und hatte doch immer keinen Ausweg gefunden. Dichter Wald, soweit er sehen konnte; nur hier und da durchkreuzten sich einige Fußwege, die ihn aber fast in die Irre geführt hätten; auch erkannte er deutlich Spuren von den Hufen der Esel, die wahrscheinlich das Getreide noch vor kurzem zur Mühle gebracht hatten. Müde von seiner Wanderung, gedachte er sich heute abend recht was zugute zu tun. Er holte sich ein paar Flaschen Wein aus dem Keller und leerte sie auf die Gesundheit seiner Mutter, auf die seiner Hausgenossen, der Tiere, und besonders aufs Wohl der schmucken Taube. Dann begab er sich zu Bett. Vor Hitze konnte er kein Auge zutun; er öffnete deshalb das große Fenster, um frische Luft zu schöpfen. Das verfehlte auch nicht die gewünschte Wirkung; bald lag er in tiefem Schlafe.

Es mochte Mitternacht sein, als er von einem schweren Gepolter dicht neben sich aufwachte.

„Alle neun und neunzig!" rief er, „will die alte Kasematte mir über dem Schädel zusammenbrechen?" Es war stockfinster. Der Mond war noch nicht über dem Walde hervor. Schlaftrunken wie er war, tastete Hans um sich nach dem andern Bette, das neben dem seinigen stand. Da lag etwas wie ein Mehlsack darin. Das beruhigte ihn. „Die Stubendecke da oben muß doch nicht schußfest gewesen sein," brummte er vor sich hin, „daß der Klumpen von Mehlsack so mir nichts dir nichts vom Söller herunterpurzeln konnte. Nu! mich hat er wenigstens nicht totgeschlagen." — Bald schnarchte er wieder wie vorhin, aber nicht lange. Er erwachte von einem schweren Druck auf seiner Brust. Wie er hinfühlte, war es etwas Hartes, Haariges. Halb im Schlafe, hielt er es für seinen Tornister, stieß es von sich und schlief wieder ein. — Nun träumte ihm: eine ungeheure Kanone wäre neben seinem linken Ohr aufgefahren, jede Sekunde schösse sie mit

gewaltigem Pruſten ihm einen mächtigen Pulverdampf ins Geſicht; er wollte den Kopf auf die andre Seite biegen, da ſtand aber ein rieſiger Kanonier, der hielt ihm den Kanonenputzer entgegen, was ihn denn ſo um Naſe und Mund kitzelte, daß er gegen ſeinen Willen laut auflachen mußte und darüber zum drittenmal erwachte. Aber das Kitzeln und Pruſten, das ihn im Traume beläſtigte, hörte nicht auf.

Er richtete ſich empor. Der Mond war über dem Walde heraufgeſtiegen und ſchien durchs offene Fenſter hell auf das nebenſtehende Bett! Ei! was mußte er da erblicken! Die geträumte Kanone war in Wirklichkeit nichts andres, als der Kopf des alten, zottigen Eſels, der in feſtem Schlaf neben ihm lag und ihn mit ſeinem ſüßen Odem höchſt ungeſchliffen anpruſtete. Der eine Vorderhuf, der dem Hans erſt ſo arg die Bruſt gedrückt, lag noch dicht neben ihm auf ſeinem Kopfkiſſen.

„Oho, Patron,“ rief der Musketier und ſprang aus dem Bette, „dich wollen wir bald hinbringen, wo du hingehörſt!“ Schon hielt er ſeinen Herzbruder, den Knüttel, in der Fauſt und erhob ihn mit hochaufgeſchwungenem Arm, um dem ſchlafenden Tier einen furchtbaren Schwadronshieb über den dicken Bauch zu verſetzen. In dem nämlichen Augenblick kam die Henne mit Geſchrei hinter dem Ofen hervor und flog dem Soldaten gerade ins Geſicht hinein; fortwährend ſchlug ſie ihm mit den Flügeln in die Augen, daß ihm Sehen und Hören verging, und er mit ſeinem Knotenſtock in die leere Luft hineinfuchtelte. Unterdes war auch der Eſel erwacht, der fuhr in die Höhe, daß die Bettlade zuſammenbrach. Mit Mühe haſpelte er ſich aus den Bettruinen in die Höhe und begann ſo wütend, wie er ſonſt faul geweſen, einen Angriff auf ſeinen Gegner. Vorn und hinten ſchlug er aus, rechts und links biß er um ſich. Der Soldat bekam in der engen Kammer einen ſchweren Stand. Nun

stürzte auch noch die braune Katze durchs Fenster herein. Ehe er sich dessen versah, fiel sie ihm ins Genick und zerkratzte ihm das Gesicht dermaßen, daß er endlich den Knüttel mußte sinken lassen. Dabei zerrte der Kettenhund draußen so grimmig bellend an der Kette, daß Hans jeden Augenblick fürchten mußte, auch er werde über ihn herfallen. In der höchsten Not fiel ihm die Pistole ein; vom Mond hell beschienen, hing sie über den Pfeifen an der Wand. Eben wollte er danach greifen, da sah er die Taube daraufsitzen. Sie war durch das offene Türfensterchen hereingeflogen. Ängstlich pickte sie nach seiner Hand, als wollte sie die Waffe nicht hergeben. — Der Soldat stutzte. Einen Augenblick zauderte er; aber von neuem drängten die wütenden Tiere gegen ihn an. Da war an kein Zögern mehr zu denken. „Fort da!" rief er und legte die Pistole auf den Esel an, „fort da! oder ich will euch den Magen mit Blei füttern, daß ihr euer Lebtag dran verdauen sollt!"

Eben wollte er das Tier niederschießen; da flatterte aber die Taube dicht vor der Mündung des Gewehres auf und nieder, so daß er es doch nicht abzudrücken wagte. Diesen Moment benutzte der Esel: durchs offene Fenster nahm er Reißaus, die Henne, und Katze hinter ihm her und erst, als einige Zeit verstrichen, flog die Taube ihnen nach. — Nun aber erwachte beim Hans auch der kriegerische Zorn aufs neue, blindlings feuerte er den fliehenden Tieren die Pistole nach.

Ob er eins getroffen? Er wußte es nicht. Er sah nur, wie sie unter den Waldbäumen im wirren Mondlicht verschwanden. Auch der Kettenhund hatte sich losgerissen und war mit entflohen.

Mit dem Schlafen war es vorbei. Seine eignen Gedanken ließen ihm keine Ruhe mehr. Bald wollte er sich halb totlachen über die Heldentat: einen armen, alten Esel mit der Waffe in der Hand in die Flucht geschlagen zu haben. Bald überkam ihn eine

Angst, ob sein Schuß auch jemand im Walde getroffen hätte; denn es klang ihm in den Ohren, als habe er einen durchdringenden Schrei gehört, nachdem der Schuß gefallen. So brach endlich der Morgen an.

Das Frühstück wollte ihm nicht schmecken, er fühlte sich recht allein. Da kam keine Lachtaube mehr, die sich aus der Hand füttern ließ. Er schämte sich seiner Traurigkeit, und doch konnte er sie nicht vertreiben. Jetzt war ihm Mühle und Wald und Klavier und alles umher verleidet, und er beschloß, am nächsten Tage seinen Marsch fortzusetzen, ginge es auch in die wildeste Wildnis hinein.

Ehe er sich nachts zur Ruhe begeben konnte, hatte er noch viel zu tun. In der Schlafkammer sah es nicht anders aus, als in einer demolierten Festung: zertrümmerte Betten, Schemel, Pfeifen, alles hatte der nächtliche Kampf wild durcheinander geworfen.

Wie er mit Mühe die Strohsäcke aus dem Haufen herauszog, bemerkte er unter dem Bette, in dem der Esel herumrumort hatte, eine zerbrochene Kiste. Er leuchtete mit der Lampe hinein und, o Wunder! lauter blanke Taler glitzerten ihm hell in die Augen. Manchem armen Soldaten hätte der Schatz eine gute Beute geschienen. Hans Quäckenberger aber wußte Krieg und Frieden wohl zu unterscheiden. „Unrecht Gut gedeiht nicht," sprach er, „ihr Taler mögt ruhig auf euren Herrn warten. Der ist vielleicht morgen wieder hier; da soll er sehen, daß ein ehrlicher Kerl bei ihm zu Gaste gewesen." — Sorgfältig nagelte er die Kiste wieder zu und schob sie in den Winkel. Dann warf er sich aufs Lager.

5.

Er konnte nicht einschlafen. Immer mußte er an die unbekannten Bewohner der Mühle denken, ob er sie jemals von

Angesicht sehen möchte. Daß sie arge Geizhälse seien, das hatten die blanken Taler, die er in dem baufälligen Hause fand, wohl zur Genüge bewiesen. Trotzdem ließ er kein Gelüste nach dem lockenden Schatze in sich aufkommen.

Allmählich fielen ihm doch die Augen zu. — Nach kurzer Rast fuhr er aber wieder auf; es kam ihm vor, als höre er draußen Trommelgerassel. — Das Mühlrad konnte es nicht sein, das hatte er gestellt. — Er horchte. — Es war wohl nur der Wind! — Er beruhigte sich. — Und doch! Bald erscholl es wieder wie ferner Hörnerklang, — jetzt hörte er sogar die Marschmelodie eines Dragonerregiments, bei dem er früher gestanden, ehe er Musketier geworden war. — Das fuhr ihm in alle Glieder. Er stürzte ans Fenster. — Ringsum nichts zu sehen, als helles, verworrenes Mondgeflimmer zwischen den dunklen Wipfeln, und doch erklangen die Töne schon ganz nahe der Mühle.

„Da bleib ein Lump dabei im Neste, nicht ich!" rief er, fuhr in seine Kleider, steckte die Pistole in seinen Gurt, warf den Tornister über die Schultern und, seinen Herzbruder, den Knüttel, in der Faust, rannte er blindlings in den Wald hinein, immer dem Hornruf und Trommelwirbel nach. Im Anfang ging's gut, bald aber kam er in dichtes Gestrüpp, auch vermehrten sich die kriegerischen Klänge um ihn her; jetzt waren sie hier, jetzt dort, vor ihm und hinter ihm, zur Rechten und zur Linken.

Er stand still und sah sich um. Es schien ihm, als sähe er in weiter Entfernung unter den schwarzen Eichenstämmen ein Reiterregiment dahinsprengen, blitzende Helme und Harnische und die Schwerter wie lauter Mondstrahlen, dazu die Rosse leuchtend wie Schnee. Er drehte den Kopf nach der anderen Seite; dort sah er dasselbe in derselben Ferne. — Ihm wirbelte der Kopf, bald lief er dahin, bald dorthin, bis er fast erschöpft vor einer Felsschlucht ankam. Er trat hinein. Drei Wasserfälle schienen am

Ende der Schlucht ihm entgegenzubrausen. Er hatte sich geirrt. Was daherkam, waren drei Dragoner auf weißen Rossen. Es schienen winzige Burschen auf kleinen Pferdchen, aber in prächtiger Uniform, weiß, blau und Silber. Wie drei erstarrte Blitze standen sie plötzlich vor dem Erstaunten da.

„Wer da?" — rief dieser. — „Feinde!" war die Antwort. — „Auch gut," sprach Hans und griff nach seiner Pistole, „was wollt ihr von mir?" — „Dich vors Kriegsgericht führen!" — „Hoho! dazu gehören unsrer viere: drei, die mich führen, und ich selber, der sich führen ließe, wenn ich ein Hasenfuß wäre. Kommt heran, ihr Mondscheinhelden, ihr flunkrigen Milchbärte! Kommt heran, wenn ihr ein Herz im Leibe habt!" Er streckte ihnen die Pistole entgegen. — Ein lautes Gelächter antwortete ihm und hallte in tausendfachem Echo von den Felsen wider. — — „Ihr bellenden Spitze!" schrie wütend der Verhöhnte. „Nehmt das für euer Gekläffe!" Er drückte die Pistole gegen sie ab.

Wie ein gewaltiger Donnerschlag krachte der Schuß in der engen Schlucht. Die drei Dragoner standen unversehrt vor ihm; er selbst aber fühlte durch den eignen Schuß einen solchen Schlag durch den ganzen Körper, daß ihm alle Glieder wie gelähmt wurden und die Pistole seiner Hand entfiel. „Ich bin euer Gefangener und folge euch," sprach er gefaßt. Die Dragoner nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn die Schlucht entlang vorwärts. Schweigend ging der Hans neben den Reitern her. Von Furcht wußte er nichts, nur eine Art Traurigkeit hatte sich seiner bemächtigt; über das Wunderbare seiner Lage lang nachzudenken, fiel ihm nicht ein. „Muß ich sterben," dachte er für sich, „so ist's Gottes Wille. Leid sollte es mir tun; aber einmal muß es doch in dieser Welt dazu kommen! — Könnt' ich nur meiner Frau Mutter zu wissen tun, was aus ihrem Hans geworden ist. Ja, wäre meine liebe Taube bei mir, der hing ich einen Zettel um

ihren schlanken Hals, und die täte mir's gewiß zu Gefallen und flöge heim und brächte ihr die Botschaft. — Das liebe Tierlein, das!"

6.

Unter diesen Betrachtungen war er mit seinen Begleitern zu einem Felsentor gelangt, durch das sie in ein weites Tal niederstiegen. Ringsum starrten zackige, schwarze Felsen hoch in den lichten Nachthimmel, unten breitete sich ein großer Wiesenplan aus, umgeben von Birken und Espen und durchströmt von schlängelnden Bächen. Nebel stiegen dort aus den Wassern auf und flirrten und wehten wie durchsichtige Schleier im Mondlicht; dann schien es wieder, als wären es schwebende Gestalten, die auf und nieder tauchten, sie beugten sich und neigten sich und wirbelten dann plötzlich empor in weiten verschlungenen Kreisen. Jetzt erscholl ein kriegerischer Marsch, die Nebel und Kreise zerstoben. Aus mehreren Felsspalten sausten klirrende Reiterregimenter auf den Platz, in dessen Mitte die Richter erschienen, vom General herab bis auf den Gemeinen. Auf Felsblöcken nahmen sie feierlichst ihre Sitze ein. Der Verklagte ward vorgeführt, die Sitzung eröffnet.

Ein gemeiner Dragoner trat als Kläger vor. Er hieß Nachtvogel, und kein Name hätte passender für ihn sein können. Es war ein ganz kleiner Kerl, in einen weißen Reitermantel, wie eine Schmetterlingspuppe, eingewickelt; die Spitzen seines blonden Schnurrbarts streckten sich wie zwei Fühlhörner aus dem dicken Gesicht hervor. Der sagte folgendes aus: „Gestrenge Richter! Seit letztem Vollmond hatte ich den Posten in der Waldmühle; da kam dieser gewesene Dragoner und Musketier an. Ich habe es gesehen, wie er ohne weiteres von Haus und Hof Besitz genommen. Ich hab' es gesehen, wie er auf Kosten seines Wirtes herrlich und in Freuden gelebt, von seinem Brot gegessen,

von seinem Weine getrunken, in seinem Bette geschlafen, aus seinen Pfeifen geraucht. Ich hab' es gesehen, wie er in letzter Nacht den Müller mit Weib, Kind und Magd unbarmherzig aus dem Hause getrieben; ich habe gesehen, wie er aus des Müllers eigner Pistole den Fliehenden eine Kugel nachgeschossen, die des Müllers unschuldiges Töchterlein zum Tode getroffen. Aller dieser Dinge klage ich den Hans Quäckenberger an." —

„Halten zu Gnaden, meine Herren Offiziere!" rief der Verklagte, „der ruppige Nachtvogel lügt wie ein Spitzbube!"

„Die Zeugen her!" befahl der General. — Aus einer Felsenhöhle traten hervor der Esel, die Henne, die Katze und der Kettenhund. Hinter ihnen ward eine Bahre getragen, die war mit einem Tuche bedeckt, weiß und glänzend, wie frischgefallener Schnee.

„Hier sind die," sprach der Richter, „die du mißhandelt. Kannst du deine Taten leugnen?"

„Halten zu Gnaden!" erwiderte der Angeklagte. „Wenn dieser faule Esel ein Müller, diese geizige Kakelhenne eine Frau, wenn diese näschige Katze eine Magd und der bissige Köter ein Mühlknecht ist, ja! dann hat der Spion von Nachtvogel recht gehabt, und ihr mögt mich richten nach Recht und Gesetz. Nun frag' ich aber jeden braven Soldaten, ob er sich mir nichts, dir nichts wird mit Füßen treten, die Augen auspicken und das Gesicht zerkratzen lassen, ohne vom Leder zu ziehen und um sich zu schießen?"

Mit wütenden Gebärden wollten die vier Zeugen während dieser Rede über den Sprecher herfallen, wurden aber zur Ruhe verwiesen.

„Das Tuch von der Bahre!" rief der Richter. — Man tat, wie er befohlen. Da lag auf einem Lager von Rosen und Ros-

marin die Taube mit ausgebreiteten Flügeln und geschlossenen Augen, an ihrem Köpfchen war ein kleiner roter Fleck sichtbar.

„Hans Quäckenberger, kennst du diese?“ fragte der Richter.

„Das ist mein herziger Schatz! Das ist meine Taube!“ rief jener mit herzzerreißendem Schrei. Schluchzend warf er sich neben der Bahre hin. „O, ich schlechter Kerl! Ich unglücklicher Mensch! Jetzt fühl' ich's, du bist nicht, was du scheinst! Hab' ich's doch gleich bei dem ersten Anblick geahnt, daß du mein Schatz, mein alles sein sollst. Nun bist du tot, und ich bin dein Mörder!“

Er sprang von der Bahre auf, riß sich die Kleider von der Brust und sprach: „Gebt mir den Tod, ich hab' ihn verdient!“

Man umwand ihm die Augen mit einem dichten Schleier. Zwölf Dragoner legten ihre Gewehre auf ihn an.

Hans selbst kommandierte: „Feuer!“

Totenstille ringsumher; nur ganz in der Ferne krähte ein Hahn. Da ging durch die Luft ein Sausen, wie von einem gewaltigen Wirbelwind.

„Ist das der Tod?“ rief Hans und riß den Schleier von den Augen.

Der erste Morgenstrahl glühte eben durch die Felsspalten herauf, das Kriegsgericht mit all seinen Dragonern war verschwunden; neben sich sah er vier Leute stehen. Der Müller war's mit Weib, Magd und Knecht. Aber vor ihm in einem Bette von Rosen und Rosmarin lag des Müllers Töchterlein, ein wunderliebliches Mädchen, mit geschlossenen Augen und bleichen Wangen. Eine schwarze Korallenschnur zierte ihren weißen Hals; ein kleiner roter Fleck war an ihrer Stirne sichtbar. — Hans stand lange wie im Traume da. — —

Zwischen den Bergschluchten ergoß sich ein Lichtstrom der aufgehenden Sonne, und wie sie dem Mädchen in das blasse Angesicht schien, fingen ihre Wangen an, sich zu röten und zu blühen,

immer frischer und schöner, bis sie selbst die Rosen verdunkelten, in denen sie lag. — Daß die Sonne am Himmel aufgegangen war, hatte Hans nicht bemerkt; als aber das Mädchen vor ihm die Augen aufschlug, da ging vor ihm eine Sonne auf, die sein ganzes Leben von nun an bescheinen sollte. Er warf sich neben sie hin und küßte sie auf ihren roten Mund, sie richtete sich auf, und beide schauten sich lange in die Augen und waren so glückselig, wie nie in ihrem ganzen Leben.

Da trat der Müller mit seinem Weibe zu den beiden heran, legte ihre Hände ineinander und sprach: „Dies ist deine Braut, die dir bestimmt ist, du braver Mensch! Du hast uns alle von dem Zauber erlöst! Wir waren auf schlimmen Wegen; wir werden ein neues Leben anfangen!“ — Vater, Mutter und Tochter hingen mit Freudentränen an dem Halse ihres Retters.

So wurden Hans und das schöne Müllermädchen Braut und Bräutigam, und alle kehrten in voller Lust in die Waldmühle zurück. Der sonst so faule Müller ward ein fleißiger Mann, die geizige Müllerin eine freigebige, gastfreundliche Frau, die Magd naschte nie mehr in ihrem Leben, der bissige Knecht wurde ein friedliebender Mensch. Bald baute der Müller neben der alten Mühle eine ganz neue, und die Leute, die darin das glückseligste Leben von der Welt führten, waren niemand anders, als Hans Quäckenberger und seine Frau. — Wer nun aber so überaus neugierig ist, daß er hieran noch nicht genug hat, sondern wissen möchte, wie es mit der Verzauberung der Müllerfamilie zugegangen, dem zuliebe will ich das auch noch berichten.

Der Wald, in dem die Mühle lag, gehörte zu Oberons, des Elfenkönigs, Herrschaft. Oberon war es also gewesen, der die Schuldigen zur Strafe für ihre Fehler in Tiere verwandelte. Aber mit ihnen mußte — das ist nun einmal in dieser Welt nicht anders — auch die Unschuld leiden, wie wir es an der

Taube gesehen haben. Nur wenn dies treue Herz für die Seinigen sich dem Tode von liebender Hand preisgab, nur wenn der, welcher die Unschuldige tödlich verwundet hatte, um ihretwillen sein eignes Leben hinzugeben bereit war, konnte der Zauber in einer Vollmondnacht gelöst werden.

Dazu war Hans Quäckenberger von den neckischen Elfen ausersehen worden. Kein andrer, als ein so braves Gemüt, hätte die Prüfungen bestanden, die dazu nötig waren, die unglücklichen Geschöpfe wieder in fröhliche Menschen zu verwandeln.

Ob Oberon und sein Elfenvolk sich den Glücklichen noch späterhin gezeigt, als Dragoner oder in andrer Gestalt, das weiß ich wirklich nicht zu sagen, glaube es aber gewiß; denn fröhliche Leute sehen ebenso oft lustige Geister, als mürrische zu allen Zeiten von bösen und garstigen Geistern heimgesucht und geplagt werden; und so wird es bleiben bis an der Welt Ende.